Kein Problem – Hakuna Matata

DAAD-Lektorinnen und -Lektoren über ihre Erfahrungen in Afrika Subsahara – mit Texten kenianischer Studenten

Ein Lesebuch

DAAD

**Je länger man schaut,
desto weniger sieht man.**

Dominique Bediako, Uganda

Kein Problem –
Hakuna Matata

Herausgeber
Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD)
Kennedyallee 50, 53175 Bonn

Redaktion
Friederike Schomaker
Dr. Henning Herrmann-Trentepohl

Gestaltung und Satz
LPG, Bonn

Bildnachweis
Friederike Jungtow (S. 94, 176, 188), Marion Pape (S. 73),
Friederike Schomaker (S. 9, 182/183), Bettina Trautmann
(Titel, S. 16, 34, 40, 78, 122/123, 138, 156, 164),
Autorenportraits: privat

Druck
Köllen Druck+Verlag GmbH

12/03 – 3.000

ISBN 3-87192-824-0

© DAAD

Kein Problem – Hakuna Matata

DAAD-Lektorinnen und -Lektoren über ihre Erfahrungen in Afrika Subsahara – mit Texten kenianischer Studenten

Ein Lesebuch

Am besten sind die frühen Morgen- und Abendstunden, wenn die Sonne schräg steht und die Landschaft in Safranfarben getaucht wird.

Marion Pape, Südafrika

„Diese Zeit an einer ausländischen Hochschule …

… zähle ich zu den spannendsten, ertragreichsten und prägendsten Jahren meines Lebens.“ Alle Lektorinnen und Lektoren des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) bestätigen nach ihrer Rückkehr diesen Satz aus dem Erfahrungsbericht eines Kollegen. Dass es spannend sein kann, nach einem erfolgreich abgeschlossenen Germanistikstudium in Deutschland ins Ausland zu gehen und dort in der Regel vier Jahre lang als Lehrende(r) eine Auslandsgermanistik kennenzulernen und dass diese Erfahrungen ertragreich sind, liegt auf der Hand. Warum bezeichnen Lektoren aber diese Zeit auch als die prägendste? Vor allem wohl, weil aus der Theorie interkulturellen

Lernens auf den unterschiedlichsten Gebieten – Alltag, Kultur, Kommunikationsstile, Wissenschaftsbetrieb – nun alltägliche Lebenspraxis und Lebenserfahrung wird.

Rund 460 Lektorinnen und Lektoren sind als jüngere akademische Lehrer vorwiegend im Fach Germanistik/Deutsch als Fremdsprache an Hochschulen in 88 Ländern tätig, 18 von ihnen in 15 afrikanischen Ländern jenseits des nördlichen Wendekreises. Damit nimmt die Lektorenvermittlung unter den Germanistikprogrammen des DAAD kulturpolitisch, aber auch finanziell den ersten Rang ein. Die hierfür erforderlichen Mittel werden dem DAAD vom Auswärtigen Amt zur Verfügung gestellt.

Dieses Lesebuch soll einer größeren Öffentlichkeit Gelegenheit geben, Einblick zu nehmen in die Tätigkeit der Lektorinnen und Lektoren in den unterschiedlichsten Ländern eines großen Kontinents. Die Erfahrungsberichte der Lektoren und Lektorinnen zeigen, wie vielseitig ihre Tätigkeit ist und in welchem Umfang sie wichtige kulturpolitische Aufgaben wahrnehmen. Ihre Berichte bestärken uns darin, dass wir mit unserer Arbeit auf dem richtigen Weg sind.

Die Tätigkeit eines Lektors erfordert neben der im engeren Sinne fachlichen Qualifikation ein besonders großes Maß an Beharrlichkeit, Stärke, Einfühlungsvermögen und interkultureller Kompetenz. Denn neben ihren eigentlichen Unterrichtsaufgaben sind die Lektorinnen und Lektoren Ansprechpartner

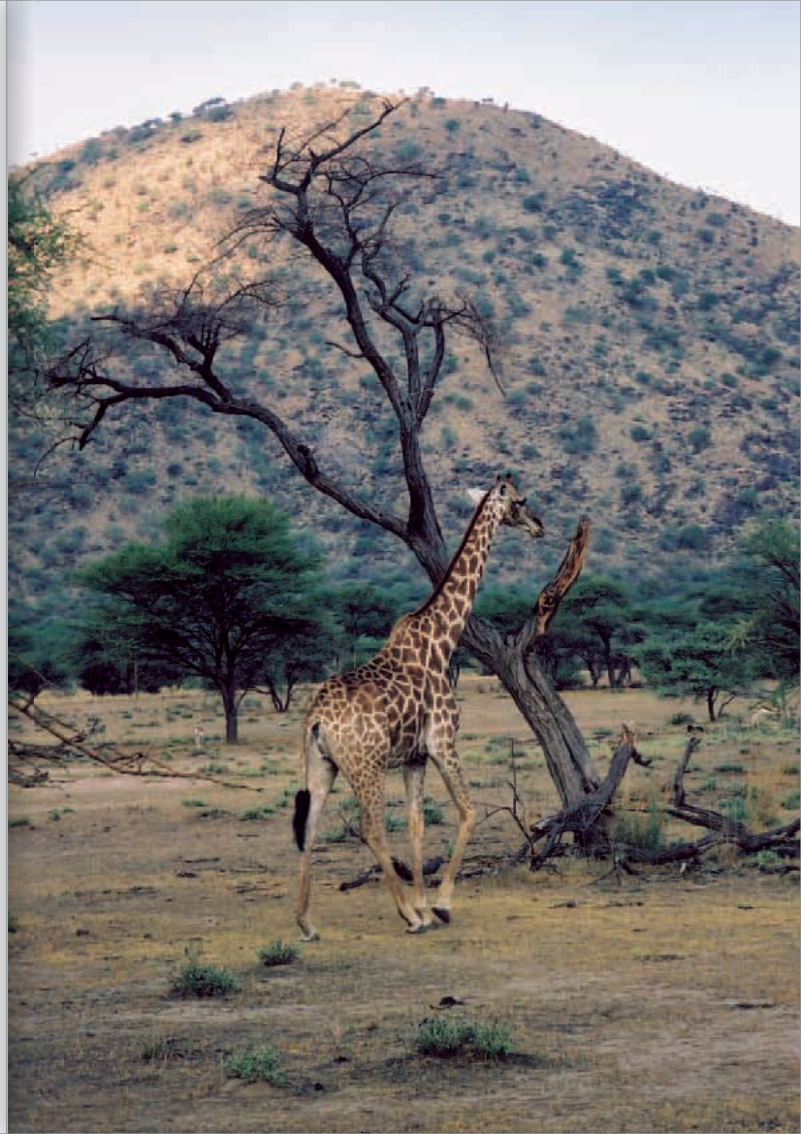
für alle Fragen, die Deutschland betreffen, sie beschäftigen sich mit kulturellen und politischen Themen im weitesten Sinne und geben konkrete Informationen über das deutsche Bildungssystem, über Ausbildungmöglichkeiten, über Stipendienprogramme und über die Aktivitäten anderer deutscher Organisationen, mit deren Vertretungen in ihrem Gastland sie eng zusammenarbeiten. So haben die Lektorinnen und Lektoren auch eine bedeutende Funktion als Multiplikatoren. Wenn afrikanische Studenten und Wissenschaftler mit Hilfe des DAAD eine Ausbildung erhalten, die sie dazu befähigt, später auch in ihrem eigenen Land Führungspositionen zu übernehmen, so werden tatsächlich „Fenster nach draußen“ geöffnet, entstehen bildungspolitische Effekte, die auf lange Sicht hinaus positive Wirkungen entfalten.

Die Berichte führen in den Arbeitsalltag der Lektorinnen und Lektoren, sie geben Einblick in viele schwierige, aber auch in manch komische Situationen; die ernsten und die heiteren Episoden lenken den Blick der Leserinnen und Leser nicht nur auf unterschiedliche Lehr- und Lernsysteme, sondern darüber hinaus auf das kulturelle Selbstverständnis in den einzelnen Ländern. Um die Vielfalt afrikanischer Lebensweisen und -formen aber nicht nur im Spiegel fremder Erfahrung vorzustellen, stehen zwischen den Berichten der Lektoren Beiträge, die kenianische Studentinnen und Studenten der DAAD-Lektoren geschrieben haben. In diesen Märchen, deren Poesie auch in der

deutschen Übersetzung noch anklingt, finden kulturelle Traditionen dieser Autorinnen und Autoren ihren authentischen Ausdruck.

Ich danke allen Beiträgern für ihre Mitarbeit und wünsche dem Band viele interessierte Leser.

Dr. Christian Bode
Generalsekretär des DAAD



12 Schnappschüsse: Je länger man schaut, desto weniger sieht man
Dominique Bediako, Uganda

28 Eine ganz normale Dienstreise
Conny Seck, Senegal

46 Hinweise für Anfänger: Was tun als Kenianer, wenn du Ausländer triffst?
Peter Ayiro, Christine Bukania, Ruth Chepwambok, Lucy Ikolomani, Walter Mboga

52 Vom richtigen Fragen auf Madagassisch
Sylvia Brandt, Madagaskar

60 Die mutige Frau – Ein Märchen
aufgeschrieben von Christine Bukania

68 Über die Dicke und Beschaffenheit der Nashornhaut
Marion Pape, Südafrika

74 Alltag im DAAD-Informationscentrum in Johannesburg
Ingrid Laurien, Südafrika

88 Tajewo und seine Brüder – Ein Märchen
aufgeschrieben von Ruth Chepwambok

100 No Problem – Hakuna Matata
Heike Edelmann, Kenia

110 Ratschläge für einen schlechten Matatufahrer
Ahmed Adouma Adam

112 Ratschläge für einen schlechten Lehrer
Victoria Oketch Oluoch

114 Beim Elefantenkönig
Marcel Sommer, Benin

128 Die Taube und die Krähe – Ein Märchen
aufgeschrieben von Walter Mboga

134 „Ça va?“ – „Togolaisement!“
Bettina Trautmann, Togo

146 „Die Gedanken sind frei“
Susanne Horstmann, Kenia

160 Wenn man in Ghana die Wahl hat
Rainer Haarbusch, Ghana

172 Keif as-Sudan Maak?
Friederike Jungtow, Sudan

184 Germanistik und Deutsch als Fremdsprache (DaF) in Afrika südlich der Sahara. Ein kurzer Überblick.
Arnd Witte, Maynooth

191 Literaturhinweise

Dominique Bediako, geb. 1959 in Oldenburg. Promotion 1993 zur Dr. phil. an der Universität Tübingen. Von 1993 bis 1998 DAAD-Lektorin an der University of Nigeria in Nsukka, Nigeria. Seit 2001 DAAD-Lektorin an der Makerere University in Kampala, Uganda. Forschungsschwerpunkte: Interkulturelle Literaturvermittlung, Beziehungen zwischen Literatur und bildender Kunst in Afrika, Literaturanthropologie.

Schnappschüsse: Je länger man schaut, desto weniger sieht man

Prolog

„Je länger man bei den westafrikanischen Eingeborenen lebt, umso mehr gelangt man zu der Überzeugung, dass es praktisch unmöglich für einen Europäer ist, die Feinheiten des eingeborenen Charakters zu verstehen. (...) Ich muss zugeben, dass ich mich nach siebzehn Jahren im Land über mehr Dinge wundere, als ich es nach siebzehn Wochen tat. Ich glaube, mit dieser Erfahrung stehe ich nicht allein. Andere alte Hasen werden Ihnen dasselbe sagen."

So der Missionar George T. Basden im Jahre 1921. Gut 70 Jahre später lebte ich in demselben Gebiet, in dem Basden seine

ethnologischen Studien betrieben und missioniert hatte, nämlich bei den Igbo im Osten Nigerias, in jenem Landstrich, den die älteren unter den Lesern eine Weile als „Biafra“ kannten. Von dort kamen in den sechziger Jahren Bilder von Hungerbäuchen über die Bildschirme nach Deutschland. Diese Bilder hatte ich im Kopf, als ich zum ersten Mal in meinem Leben meinen Fuß auf den afrikanischen Kontinent setzte. Einerseits. Andererseits spukten Karen Blixen und meine Großtante Luise in meinem Kopf herum. Tante Luise, Nonne bei den Dominikanerinnen, hatte mir aus Südafrika viele Jahre lang bunte Perlenketten geschickt, geschnitzte Affen mit Fellbesatz, Plastikneger und Schwarzweißfotos-Weißschwarzfotos von gestärkten Schwesterntrachten und süßen kleinen Negerwuschelkindern vor strohbedeckten reinlichen Rundhütten (oder Blumenrabatten vor rechteckigen Missionsstationen?).

Die Widersprüche veränderten sich angesichts der nigerianischen Wirklichkeit, aber sie lösten sich nicht auf. Auch meine Gefühle konnten sich in den letzten zehn Jahren, von denen ich sieben in Afrika verbracht habe, nicht so recht entscheiden. Nach meinem ersten Heimaturlaub wollte ich nicht wieder nach Nigeria zurück. Der Dreck, der Lärm, der Gestank, das furchtbare Essen, die Gewalt – dorthin sollte ich freiwillig fliegen? Als ich in Nigeria aus dem Flugzeug stieg, schlug mir wie eine Keule die feuchtwarme Luft entgegen, ich atmete tief ein, begann sofort zu schwitzen – endlich wieder. Als ich aus

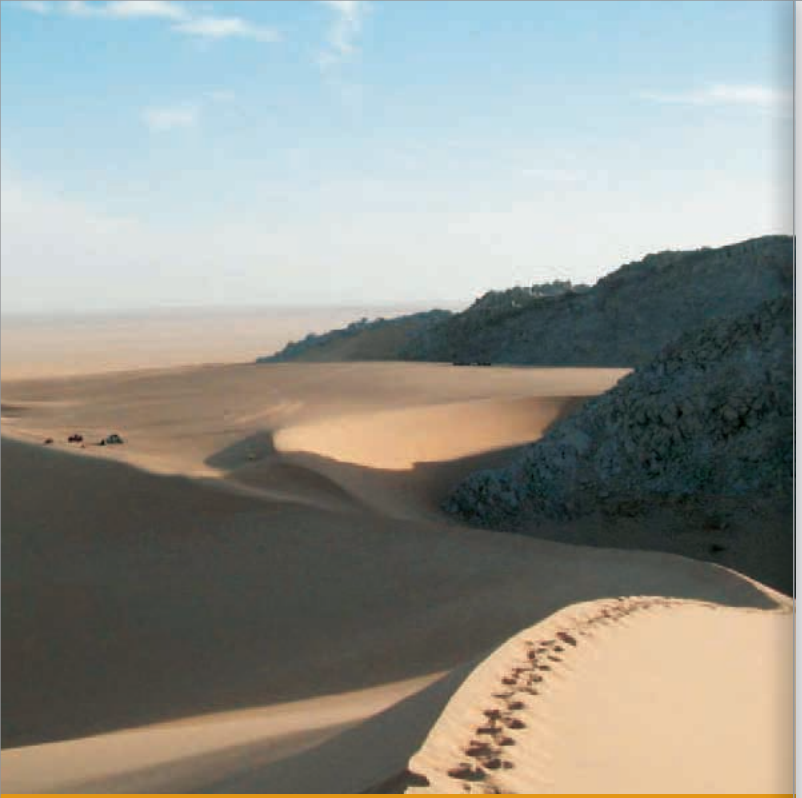
dem Flughafengebäude trat, war ich umringt von Taxifahrern und Schleppern, musste sie abwehren und geriet in Streit mit ihnen, gut gelaunt, lautstark, befreit. Wieder zu Hause.

Zu Hause heißt nun aber nicht, dass ich mich völlig vertraut fühlte. Vielmehr klammerte ich mich an jede kleine Erkenntnis, die mir im Laufe der Jahre zuteil wurde, um mich in Nigeria wohnlich einzurichten. Denn vieles blieb fremd und manches wirkte auf mich sogar bedrohlich.

Samstagmorgen

Die hohe Stimme einer jungen Frau reißt mich aus dem Schlaf. Sie schimpft ohne Punkt und Komma. Gelegentlich höre ich die aufgeregten Antworten eines jungen Mannes. Kinderstimmen mischen sich ein. Ich brauche nicht aus dem Fenster zu schauen, um zu wissen, was geschieht. Das Wasser läuft und läuft, während die beiden sich streiten, wer zuerst seinen Plastikkanister füllen darf.

Fast jedes Haus auf dem Campus der University of Nigeria in Nsukka hat einen Wasserhahn im Garten. Früh am Morgen läuft für ein oder zwei Stunden das Wasser. Wer ein Einfamilienhaus bewohnt, schenkt oder verkauft das Wasser den Leuten aus den umliegenden Dörfern. Unser Wohnblock verschenkt, was übrig bleibt, wenn wir unsere eigenen Behälter gefüllt haben. Die Angst, der dünne Strahl könne versiegen, bevor jeder seinen Teil bekommen hat, führt fast jeden Mor-



Panorama Blue Mountain, Togo

gen zu erbitterten Auseinandersetzungen. Ein empörter Schrei, der Streit setzt sich eine Oktave höher fort, offenbar auch handgreiflich, denn man hört das Klatschen von Händen auf Haut, anfeuernde Rufe, schließlich den Bariton meines Nachbarn aus der Abteilung für Atomphysik, der die Besucher in unserem Garten zur Ordnung ruft.

„Junge Frau, schämst du dich nicht? Dich mit einem Mann zu prügeln! Und du, junger Mann, verlier deine Würde nicht, lass sie ihren Kanister füllen. Ich weiß, du warst zuerst da, aber sei du doch wenigstens vernünftig. Wenn ihr euch nicht sofort wie zivilisierte Menschen benehmt, könnt ihr euer Wasser in Zukunft woanders holen!“ Eine oft ausgestoßene Drohung, leider immer nur für den Augenblick wirksam. Wenigstens wird es jetzt ruhiger.

Ich drehe mich um. Der Morgen ist kühl, und ich könnte noch eine Stunde schlafen, bevor die Sonne ihre Kraft voll entwickelt. Dumpfe rhythmische Schläge schrecken mich erneut hoch. Chinenye hat zu jäten begonnen. Mit ihrer Machete hackt sie auf den harten roten Boden ein, zerkleinert und reißt Gras und Unkraut heraus. Später wird sie dies zusammenkehren und dabei ein geometrisches Muster auf den Boden vor der Veranda ihrer Verwandten zeichnen, bei denen sie lebt und arbeitet. Ein Kunstwerk für einen Morgen, denn schon am Nachmittag wird der „Harmattan“, der trockene Wind aus der Sahara, die zarten Streifen verwischt haben.

Mama I. B. ruft nach ihrer jüngsten Tochter. Sie soll Wäsche waschen, scheint aber, wie in solchen Fällen üblich, unauffindbar zu sein. Ihre Mutter gibt nicht auf: „I. B.! I. B.! Komm sofort her! I. B.! Wenn du nicht auf der Stelle kommst, setzt es was!“ Von unserem Balkon vor dem Schlafzimmer ruft nun auch mein Mann: „I. B.! Es ist besser, wenn du deiner Mutter gehorchst. Ich sorge dafür, dass sie dich nicht schlägt. Ich verspreche es dir.“ Nach einer Weile klingt ein leise fragendes „Onkel?“ herauf. Mein Mann stellt I. B. einen Ausflug zum Markt in Aussicht, sobald sie die Wäsche sauber gewaschen hat, und Mama I. B. lacht über seine sanften Erziehungsmethoden, läßt sich aber überreden, ihre Tochter diesmal nicht zu verprügeln.

Zeit zum Aufstehen! Als ich die Schlafzimmertür öffne, stürzt sich mein nigerianischer Kater Tom-Tom auf mich. Laut miauend klettert er an mir hoch, legt sich um meinen Hals und beißt mir freundschaftlich ins Ohr. Vor meinen Füßen wälzt sich Kitty und streckt mir ihr weißes schwangeres Bäuchlein entgegen. Nneka hat schon den Frühstückstisch gedeckt und brät in der Küche Eier und Kochbananen. Tom-Tom springt von meiner Schulter und streicht um Nnekas Beine. „Du willst wohl auch ein Ei?“, lacht sie.

Es klopft an der nur angelehnten Hintertür, Ike, der älteste Sohn des unter uns lebenden Kunstdozenten, steckt seinen Kopf herein. „Guten Morgen, Auntie! Kann ich bitte einen Korb ausleihen? Mein Vater sagt, ich soll den Müll auf unserem Grundstück einsammeln.“ „Guten Morgen, Ike! Natürlich kannst du einen Korb haben. Schön, dass du so fleißig bist.“ „Heute ist doch der letzte Samstag im Monat!“

„Sanitation Day“! Das ist so etwas ähnliches wie die schwäbische Kehrwoche. Nicht, dass es hier aussähe wie bei den Schwaben. Als meine Eltern mich besuchten, fragte meine Mutter mich nach der Ankunft in unserer Wohnung: „Wo liegt eigentlich Nsukka? Wir sind auf dem Weg hierher wohl nicht durch die Stadt gekommen?“ – „Doch, wir sind durchgefahren.“ – „Du meinst, das war der Müllhaufen vor dem Universitätstor …?“

Genau deshalb ist der einmal im Monat stattfindende „Sanitation Day“, den die Regierung eingerichtet hat, so wichtig: Der wochenlang gedankenlos um die Häuser herum fallen gelassene Müll wird eingesammelt und verbrannt, das Unkraut wird gejätet, die Wiese mit der Machete geschnitten, damit die Schlangen kein Versteck finden. Niemand darf an diesem Samstagmorgen sein Auto benutzen, alle sollen sich beteiligen. Alle, das heißt vor allem: Frauen und Kinder. Und es funktioniert nicht überall. In den Dörfern weiß man vermutlich gar nichts vom „Sanitation Day“, trotzdem sieht es dort immer wie aus dem Ei gepellt aus. Aber in den Städten fühlt sich kaum jemand zuständig, die soziale Kontrolle der Dorfgemeinschaft fehlt. Auf dem Campus beobachtet man sich gegenseitig etwas genauer, und so findet an jedem letzten Samstag im Monat ein Großreinemachen statt – mit viel Getöse, damit auch jeder hört und sieht, wie eifrig man ist.

Gefahren

„Sieh nicht hin!“ sagt Leo. Er steuert abrupt nach links, dann wieder nach rechts. Ich sehe hin. Auf der Straße liegt der verkrümmte Körper einer Frau, sie trägt ein schäbiges bedrucktes Tuch um die Hüften.

Kurzes Schweigen. Dann beginnt Marion, von der ich die Lektorenstelle in Nsukka übernehmen soll, mir etwas über die Universität zu erzählen. Erst Jahre später sagte ich ihr, dass ich die Leiche gesehen hatte. „Deswegen bist du so still gewesen! Wir hatten gehofft, dir das erspart zu haben.“

In Ile-Ife, Zwischenstation auf dem Weg von Lagos nach Nsukka, ist der Strom ausgefallen. Die erste Nacht in Nigeria, in der ich nicht in einem klimatisierten, hermetisch verschlossenen Haus schlafe, verbringe ich auf einer Matratze auf dem Fußboden von Ilses und Leos Wohnzimmer. Ihr Haus auf dem Universitätscampus liegt in einem Waldstück, es ist stockdunkel, und durch die offenen Fenster dringen ungewohnte Nachtgeräusche. Zikaden? Grillen? Frösche? Es klingt nicht ganz so wie in den Filmen, die in Afrika spielen, aber doch ähnlich. Ob es auch Schlangen gibt? Bevor ich mir weitere, noch gefährlichere Tiere ausdenken kann, schlafe ich ein.

Erst zehn Jahre später sollte ich zum ersten Mal in Afrika einer lebendigen Schlange begegnen: nachts um vier Uhr im Badezimmer meines Hauses in der ugandischen Hauptstadt Kampala. Ich bin zur Toilette gegangen, ohne das Licht einzuschalten, beim

Händewaschen sehe ich auf dem hell gefliesten Boden neben dem Waschbecken etwas, das wie ein hingeworfener Strick aussieht. Bei Licht betrachtet ist es eine etwa 50 Zentimeter lange grau-grüne Schlange. Ich schleiche zurück ins Schlafzimmer, um leise meinen Mann zu wecken, denn ich will unseren Freund, der aus Deutschland zu Besuch ist, nicht stören. Mein Mann reagiert nicht, ich schüttele ihn, er dreht sich um und schläft weiter. Erst als ich „snake“ zische, ist er plötzlich hellwach. Unser Besuch auch.

Nach einigem Hin und Her, währenddessen ich die Katzen davon abzuhalten versuche, mit der Schlange zu spielen, die freundlicherweise unbeweglich liegen bleibt, besorgt sich unser Freund ein Brotmesser aus der Küche und mein Mann ein Brett aus der Garage. Mit dem Brett drückt er die Schlange an die Wand, während unser Besucher ihr den Kopf abschneidet.

Wir wissen bis heute nicht, ob sie giftig war. Indirekt auf jeden Fall: Mir ging es den ganzen Tag über schlecht, weil wir zur Feier unserer Heldentat morgens um fünf Uhr mehrere Gläser Waragi gekippt hatten. Waragi ist ein ugandischer Schnaps, der so ähnlich schmeckt wie Gin; der Name soll „war gin“ bedeuten und auf den Ausschank dieses Schnapses an die Soldaten während des Befreiungskrieges von Museveni zurückgehen.

Meine Magisterstudentin lachte, als ich ihr von meinem nächtlichen Abenteuer erzählte. „Daran sollten Sie sich lieber gewöhnen“, meinte sie. Ich fragte sie, was sie mache, wenn sie eine Schlange im Haus entdecke. Sie grinste. „Ich schreie wie

In Uganda muss man länger hinschauen, bevor man etwas sieht. Und vielleicht sieht man dann nur, was man schon kennt, oder das Gegenteil dessen, was einem vertraut ist.

Dominique Bediako, Uganda

am Spieß, und dann kommen entweder mein Mann oder meine Söhne und bringen sie um. Hinterher lachen sie mich aus!“ Cissy, meine Haushaltshilfe, berichtete, sie habe nur einmal in der Stadt eine Schlange auf ihrer Veranda gehabt. Sie habe um Hilfe gerufen, und ein kleiner Junge habe das Reptil mit der Machete erschlagen. Immerhin hatte ich nicht geschrieen.

Revolution, oder:
„Glaub doch nicht, dass du hier etwas ändern kannst“

1997. Einer unserer Freunde, ein Künstler und Professor an der University of Nigeria, ist verhaftet worden, zusammen mit einigen anderen Dozenten. Ihnen wird vorgeworfen, die Studierenden angestachelt zu haben, das Wohnhaus des Universitätspräsidenten niederzubrennen. Es ist unvorstellbar, dass meine Kollegen dazu imstande gewesen sein sollen. Wir wissen alle, dass es um etwas anderes geht, nämlich um ihre Unbeugsamkeit und ihren Widerstandsgeist, mit denen sie beim letzten Dozentenstreik den vom Diktator Abacha eingesetzten Universitätspräsidenten blamiert haben.

Der Kunstprofessor gilt als integer und mutig, er genießt hohes Ansehen bei seinen Kollegen an der Universität. Entsprechend groß ist die Empörung darüber, dass sein Haus durchsucht und er ins Gefängnis gesteckt worden ist. Aber zum ersten Gerichtstermin erscheinen außer seiner Familie, meinem Mann und mir nur zwei oder drei Dozenten.

Ein Jahr später: Die Gefangenen sind schon lange wieder frei (es gibt zum Glück auch unerschrockene Richter), und unser Freund und seine Familie haben mit unserer Hilfe das Land verlassen. Da ich in meinem letzten Jahr gerne einen besonderen „Deutschen Tag" veranstalten möchte, studiere ich mit meinen Deutschstudenten die Revolutionsposse „Freiheit in Krähwinkel" von Nestroy ein. Abends träume ich von der Aufführung. Ich stelle mir vor, dass die Schauspieler die Zuschauer zum Schluss des Stückes auffordern, mit ihnen nach draußen zu gehen. Dort würden sie im Fackelschein auf eine Barrikade stoßen, von der die Revolutionäre die Befreiung Krähwinkels verkünden.

Dann stirbt Abacha. Nach offiziellen Angaben an einem Herzinfarkt, aber der Legende nach ist die Ursache ein vergifteter Apfel. Zum Glück wird der Diktator nicht in einem gläsernen Sarg aufgebahrt, sondern unverzüglich begraben, wie es die islamische Tradition verlangt.

Meine Studenten kommen weiter zu den Proben, geben sich redlich Mühe. Doch es ist ein mühsames Unterfangen. Sie haben Schwierigkeiten damit, den Text zu behalten, obwohl ich ihn verkürzt und vereinfacht habe. Trotz der verlockenden Vorstellung, mit einer eigenen Produktion auf dem Campus Furore zu machen, lässt der Eifer allmählich nach. Dann sehen sie ein landeskundliches Video über Tanzkurse in Deutschland. Auf ihren Wunsch zeige ich es ein zweites Mal. Schließlich steht ihr Entschluss fest.

Da sie sehr höflich sind, bitten sie mich zunächst um Entschuldigung für die Enttäuschung, die sie mir nun bereiten müssen. Sie wollen die Proben für „Freiheit in Krähwinkel" abbrechen und stattdessen Gesellschaftstänze lernen. Die Revolution lässt sich nicht von oben erzwingen, das sehe ich ein. Also mutiere ich von der Regisseurin zur Tanzlehrerin und bringe den Studenten Cha-Cha-Cha und Walzer bei. Die Tanzstunden sind so gut besucht, wie es die Theaterproben nie waren. Eines Nachmittags schaut mein Kollege vorbei, von der Musik angelockt. „Das ist ja wie in Deutschland!" ruft er begeistert und legt mit einer Studentin eine flotte Sohle aufs Parkett.

Der „Deutsche Tag" am 20. August 1998 wird ein voller Erfolg. Die Dozenten und Dozentinnen erinnern sich mit Rührung an die gute alte Zeit, als sie jung und Gesellschaftstänze in Nigeria modern waren. Es macht gar nichts, dass die Heiterkeitsausbrüche der jungen Zuschauer vom „Master of Ceremony" mit wildem Glockengebimmel unter Kontrolle gebracht werden müssen, dass Jungen und Mädchen einen mehr als gebührenden Sicherheitsabstand halten und dass das letzte Pärchen endlose Runden dreht bei dem Versuch, zum Abschluss durch die Tür hinauszuwalzen.

Epilog

Meine Kollegen und alle erfahrenen Afrikakenner werden es mir hoffentlich verzeihen, dass ich hier von Gefängnis und Unfrei-

heit berichte. Tatsächlich sind meine Afrika-Erfahrungen durchaus von Gewalterlebnissen geprägt. Ich lebte fast fünf Jahre unter einer Militärdiktatur in einem ungeheuer reichen Land mit einer unglaublich armen Bevölkerung, habe gesehen, wie Freunde ins Gefängnis wanderten oder flohen und bin selbst bedroht und angegriffen worden. Mancher, den ich kannte, ist an mangelnder medizinischer Versorgung gestorben, andere, Unbekannte, endeten als zerstückelte Leichen auf der Straße.

Die DAAD-Kolleginnen in Nigeria sprachen kaum über diese Erfahrungen. Wir verdrängten, waren vielleicht ein bisschen stolz darauf, nicht die Nerven zu verlieren, wollten aber vor allem in der Öffentlichkeit keinesfalls ein negatives Bild von Afrika und besonders Nigeria zeichnen. Wir liebten das Land, seinen kulturellen Reichtum und seine lebhaften Bewohner, die sich mit Würde und Witz durchs Leben schlagen. Uns lag daran, in schweren Zeiten kleine Horizonte zu öffnen, eine Ahnung von einem anderen Leben, einer anderen Gesellschaft zu vermitteln, die Tür zur Welt einen Spalt offen zu halten, dazubleiben, während andere das Land verließen, damit unsere Kollegen und Studenten, unsere Freunde sich nicht gar so allein gelassen fühlen mussten.

In meinem neuen Land, Uganda, sind die Verhältnisse nicht so schwierig, ich wohne in der Hauptstadt, die Versorgung ist in jeder Hinsicht gut, wenn man wie ich Geld hat. Im Norden des Landes allerdings herrscht seit vielen Jahren Bürgerkrieg, und obwohl der Staatspräsident Ugandas gewiss kein typischer afrikanischer Despot ist, gibt es auch hier Unfreiheit, Unterdrückung, Korruption, Armut und Ungerechtigkeit. Sie springen allerdings nicht ganz so ins Auge, wenn man zuvor in Nigeria gelebt hat.

Vielleicht fällt es mir deshalb so schwer, bereits heute über Uganda zu schreiben: Nigeria mit all seinen Extremen springt einem sofort ins Gesicht, man kann sich dem gar nicht entziehen, ist permanent gefordert. In Uganda muss man länger hinschauen, bevor man etwas sieht. Und vielleicht sieht man dann nur, was man schon kennt, oder das Gegenteil dessen, was einem vertraut ist. Meine Vorgängerin hat den Charakter der „Baganda“ (das sind die Leute, die in Kampala und Umgebung zu Hause sind) in einem Bericht als „norddeutsch“ beschrieben, und sie sind tatsächlich eher reserviert und haben einen trockenen Humor. Mein Mann, ein Ghanaer, der seit Anfang der achtziger Jahre bis zu unserem Wegzug Anfang 1999 in Nigeria gelebt hat und selbst recht „nigerianisiert“ ist, empfand ihnen gegenüber von Anfang an Misstrauen. Sie zeigten nicht ihr wahres Gesicht, hinter der höflichen Maske verberge sich noch etwas anderes, womöglich negatives. Obwohl ich nicht so pessimistisch bin, ist es auch für mich viel schwieriger, unter der freundlichen Oberfläche die wahren Gefühle und Einstellungen der Menschen zu entdecken. Vielleicht liegen wir mit unseren Einschätzungen aus unterschiedlichen Perspektiven beide falsch. Fragen Sie mich doch in fünf Jahren noch einmal, wie es in Uganda eigentlich ist und was für Menschen hier leben.

Cornelia „Conny“ Seck, geb. 1966 in Köln. Magister in Afrikanistik, Völkerkunde und Allgemeiner Sprachwissenschaft an der Universität zu Köln. Seit 2002 DAAD-Lektorin an der Université Cheikh Anta Diop Dakar (ENS), Senegal. Forschungsschwerpunkte: Atlantische Sprachen, Genus- und Nominalklassen in afrikanischen Sprachen.

Eine ganz normale Dienstreise

04.10.

3.00 UHR MORGENS Ich fahre mit „Hallo Taxi“ zum Flughafen Leopold Sedar Senghor, von wo aus um 5.00 Uhr mein Flug nach Kamerun losgehen soll. Gemeinsam mit drei Kolleginnen und Kollegen der Uni bilden wir die senegalesische Delegation bei einem in Yaoundé stattfindenden Nachkontakttreffen afrikanischer Germanisten. Am Flughafen angekommen, sehe ich jedoch weder die Kollegen noch einen geöffneten Schalter, stattdessen hängt eine zerknitterte Fotokopie an der Tür, auf der steht, dass der Flug mit Cameroon Airlines auf den nächsten Abend, 21.00 Uhr, verschoben sei. Ich rufe über die „Hallo-Taxi“-Zentrale

den Fahrer zurück und lasse mich wieder nach Hause bringen. Mein Hund tut so, als wäre ich schon eine Woche weg gewesen.
11.00 UHR Kollege M. ruft mich an, er war als einziger auch am Flughafen gewesen und hat gerade mit Camair telefoniert, die sagen, der Flug gehe um 19.00 Uhr, er hat ihnen auch meine Telefonnummer gegeben. Kurz darauf ruft jemand von Camair bei mir an und sagt, ich müsse um 17.00 Uhr am Flughafen sein.
17.00 UHR Ein Freund fährt mich wieder zum Flughafen. Ich stelle mich hinter M. in die Schlange. Ich will meinen Koffer nur bis Douala einchecken, wo wir umsteigen müssen, ihn dort an mich nehmen und wieder neu einchecken. Bei den ursprünglichen Flugzeiten hätten wir eine Nacht in Douala verbringen müssen bis zum Anschlussflug, aber M. meint, das sei jetzt nicht mehr nötig, worauf ich ihm klarmache, dass er Schuld sei, wenn mein Koffer nicht in Yaoundé ankäme.
18.00 UHR Von den anderen Kollegen ist weiterhin nichts zu sehen. Dafür trinken wir Kaffee mit Bekannten von der österreichischen und der polnischen Botschaft, die schon seit Stunden auf einen Inlandflug warten. Erster Galgenhumor setzt ein.
19.30 UHR Die beiden anderen Kollegen, I. und K., tauchen auf. Sie haben das Glück gehabt, von ihrem Reisebüro über die Verschiebung informiert worden zu sein.
20.30 UHR M. stellt fest, dass er seinen Impfausweis vergessen hat, den man in Kamerun für die Einreise braucht, bekommt ihn aber in letzter Minute von seiner Frau nachgeliefert.

21.00 UHR Offensichtlich war doch 21.00 Uhr die richtige Abflugzeit, es geht los. Ich finde zum Glück einen doppelten freien Sitzplatz, so dass ich etwas schlafen kann, gestört vor allem von der Zwischenlandung in Lagos, sonst aber von nicht viel, da es auch keinen Film zu sehen gibt und sich Stewardessen nur selten blicken lassen.

5.10.
2.00 UHR MORGENS Ankunft in Douala. Wir werden in eine eiskalte Transithalle geschleust, wo unsere Tickets eingesammelt werden zwecks Austellung neuer Bordkarten. Der Weiterflug ist erst um 11.00 Uhr, also fragt M. nach einer Unterbringung im Hotel. Das wird abgelehnt. Die nächsten zwei Stunden diskutiert er mit der Frau hinter dem Schalter, die offensichtlich auf Zeit spielt, denn mit fortgeschrittener Morgenstunde wird ein Hotel immer sinnloser. M. will notfalls aber auch für nur eine Stunde ein Hotel, weil es ums Prinzip geht. Wir sind inzwischen eine grössere Gruppe, da sich andere Senegalesen dazu gesellt haben, die auf dem Weg zu einer Anti-Korruptions-Konferenz in Yaoundé sind. Sehr passend.
5.00 UHR M. kommt aufgebracht aus dem Büro der „chef d'escale" zurück, mit der er gerade gesprochen und die ihn hysterisch angebrüllt hat und trommelt alle Betroffenen zusammen, um das Büro zu besetzen. Er fühlt sich offensichtlich in seine Studentenzeiten zurückversetzt. Eine Gruppe von etwa

zwölf Personen marschiert jetzt durch den Flughafen, passiert alle Kontrollstellen, wo man nur verwundert glotzt, uns aber nicht aufhält. Wir drängen uns in dieses Büro, wo die Frau uns einfach ignoriert, dann ihre Tasche packt und abhaut. Kurz darauf taucht ein anderer Mensch auf, beschwert sich über unsere Unverschämtheit, unser Wortführer beschwert sich zurück, hinterlässt eine schriftliche Beschwerde, und wir ziehen ansonsten unverrichteter Dinge wieder ab.

6.00 UHR Eine Frau taucht auf, um die anderen Senegalesen abzuholen und mit einem Bus nach Yaoundé zu bringen. Wir überlegen kurz, ob wir mitfahren sollen, befürchten aber, dann unser Gepäck nie wieder zu sehen. Inzwischen fängt M. an zu verhandeln, dass man uns zumindest ein Frühstück anbieten muss.

7.00 UHR Wir haben Frühstückscoupons erhalten und ziehen damit ins Flughafenrestaurant. Der Kellner kommt und sagt, die Coupons seien ungültig, Camair hätte vorher einen anderen Zettel abgeben müssen, auf dem sie unterschreiben, dass sie die Kosten übernehmen. Wir frühstücken trotzdem auf eigene Kosten. Einer der anderen Senegalesen, die vor ihrer Abfahrt wenigstens noch von dem Frühstück profitieren wollen, sammelt die Coupons als Beweismaterial ein, um später Camair in unser aller Namen zu verklagen.

8.00 UHR Der Mensch von Camair kommt, wundert sich, dass wir gefrühstückt haben und will die Coupons zurück. Als er

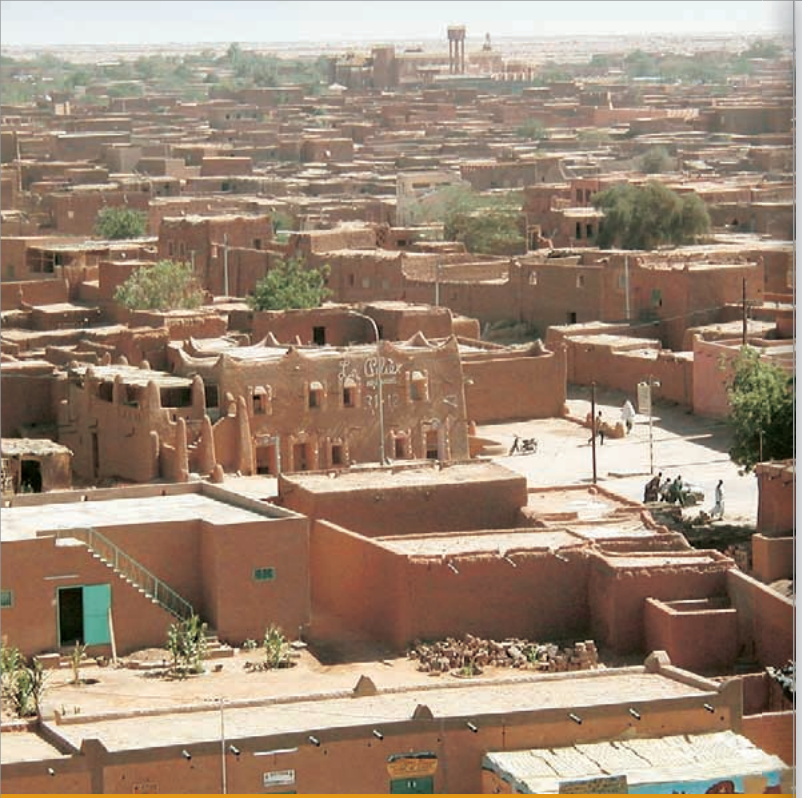
hört, dass diese bereits „auf dem Weg zu unserem Anwalt“ sind, macht er zum ersten Mal ein dummes Gesicht.

9.00 UHR Wir wollen unsere Tickets wieder einsammeln und bekommen als Antwort, wieso Tickets, diese seien doch nicht mehr da. Wie, nicht mehr da? Ja, die habe man dieser Frau mit dem Bus mitgegeben. Wir gehörten doch zu den Senegalesen, oder? Unsere Tickets sind also angeblich im Bus unterwegs nach Yaoundé und wir stehen hier. Alle brüllen rum, ich zum ersten Mal auch. Plötzlich stellt sich raus, dass das gar nicht stimmt, und nacheinander tauchen die Tickets an irgendwelchen Stellen im Flughafen wieder auf.

10.00 UHR K. und ich versuchen frierend in der Transithalle zu schlafen, die anderen sind hellwach und laufen zu Höchstform auf. Inzwischen trifft Marcel, der andere Lektor auf dem Weg zu der Tagung, am Flughafen ein und kann mir wenigstens einen Pulli leihen.

11.00 UHR Wir können ins Flugzeug einsteigen. Man versucht noch schnell, M.’s silbernes Feuerzeug zu konfiszieren, aber da sind sie an den Falschen geraten.

12.00 UHR Wir landen in Yaoundé und werden dort von der Leiterin des dortigen Goethe-Instituts empfangen. Wir stehen am Gepäckband, alle haben ihre Koffer, nur ich nicht. Das Band bleibt stehen, das war’s, mein Koffer ist nicht dabei. Wir rufen eine zuständige Frau, die noch einmal zum Flugzeug geht und den Koffer suchen lässt. Ändert nichts, er ist nicht da. Ich bin



Agadez, Togo

sowieso zu müde, um mich noch aufzuregen, fülle eine Verlustmeldung aus und hinterlasse die Telefonnummer des Goethe-Instituts, damit man mich auf dem Laufenden halten kann.

13.00 UHR Wir kommen im Hotel an, wo auch schon Teilnehmer aus den anderen Ländern angekommen sind. Das Personal vermittelt sofort den Eindruck, dass man sich besser bei ihm dafür entschuldigen sollte, dass man es mit seiner Anwesenheit belästigt. Egal, ich gehe schlafen und treffe mich erst abends wieder mit Marcel, um im Hotelrestaurant zu essen. Man versucht noch schnell, uns mit dem Preis für den Wein über den Tisch zu ziehen, aber was soll's.

6.10.

9.00 UHR Das Frühstück soll zwar im ausgehandelten Preis der Übernachtung inbegriffen sein, trotzdem müssen wir dauernd komische kleine Zettelchen unterschreiben, auf denen genau steht, was man gegessen hat. Da man sich an einem Buffet selbst bedient, wird man von den wahrscheinlich vom Geheimdienst ausgebildeten Kellnern genauestens dabei beobachtet und bekommt nach jedem Glas Saft wieder so ein Zettelchen hingeschoben.

10.00 UHR Wir gehen zu mehreren auf die Suche nach einem Internetcafé und einer Telefoniermöglichkeit, da das Telefonsystem im Hotel lahmgelegt ist. Ich rufe am Flughafen an, nachdem ich am Abend vorher erfahren habe, dass es nichts Neues

über meinen Koffer gibt. Es gibt weiterhin nichts Neues, er ist weder in Dakar noch in Douala. Ich gebe den heissen Tipp, mal in Lagos zu suchen, worauf man bei Camair bis dahin nicht gekommen ist. Immerhin gibt mir die Frau ihre Handynummer, da es sonst kaum möglich ist, sie irgendwie ans Telefon zu bekommen. Anschliessend gehe ich mit Marcel spazieren, wir landen auf einem Golfplatz und einer Baustelle. Trotzdem muss ich sagen, dass die Gegend sehr schön ist, alles so grün und bergig im Gegensatz zu meinem Dienstsitz. Das versöhnt wenigstens etwas mit den extrem arroganten und unfreundlichen Leuten, die anscheinend nicht nur bei Camair und in unserem Hotel arbeiten, sondern auch in allen Telefonbuden, Cafés etc. Ich stelle fest, dass man hier zwar weniger angequatscht wird als im Senegal, man darf aber nicht in die Verlegenheit kommen, selbst jemanden ansprechen zu müssen.

17.00 UHR Koffermäßig tut sich nichts, also lasse ich mich von einem Goethe-Angestellten ins Institut bringen, um mit der Leiterin zum Flughafen mitfahren zu können. Sie muss dort die Teilnehmer aus Deutschland abholen, und ich will Druck wegen meines Koffers machen. Anschließend will sie mir Klamotten leihen, da ich ja noch immer dieselben Sachen wie während des Flugs trage, doch das wird nicht nötig sein: Auf der Fahrt erfahre ich nämlich von ihr, dass meine Freundin Steffi aus Köln, auf dem Weg zu einer weiteren Konferenz in Yaoundé, auch mit diesem Flugzeug ankommt. So treffen Steffi und

ich uns auf dem Parkplatz des Flughafens von Yaoundé, so klein ist die Welt. Koffermäßig ist nichts zu erfahren, das entsprechende Büro hat schon zu.

19.00 UHR Steffi und ich sitzen in deren Zimmer in unserem Hotel und machen Klamottenprobe. Mir ist alles zu gross, aber wenigstens sind die Sachen sauber.

20.00 UHR Wir gehen raus, um was zu essen, gehen direkt in das erstbeste Restaurant auf der Strasse, ein Italiener. Dort sitzt auch schon Marcel und wartet auf eine Lammhaxe. Wir gesellen uns dazu.

22.30 UHR Da mir Steffis Sachen wirklich zu gross sind, frage ich im Hotel, ob ich meine Klamotten bis morgens halb 9.00 Uhr zurück haben könnte, wenn ich sie jetzt noch zum Waschen gebe. Nach ewigem Hin und Her stellt es sich als unmöglich heraus, und man sagt mir, ich solle sie doch früh bei der gegenüber liegenden Reinigung abgeben, die machen um 7.00 Uhr auf, und es gehe ganz schnell.

7.10.

7.00 UHR Ich stehe mit meinen Sachen vor der Tür der Reinigung, bis mich ein Schuljunge darauf aufmerksam macht, dass diese erst um halb 8.00 Uhr öffnet. Gehe zurück ins Hotel und sage denen, dass das ja ein Supertipp gewesen sei, und was ich jetzt machen solle. Darauf gibt es nur Achselzucken und die Bemerkung eines Angestellten, die Reinigung mache überhaupt erst

um 8.00 Uhr auf. Ich lege mich wieder ins Bett, und habe jetzt endgültig die Nase voll, fest entschlossen, nicht zur Konferenzeröffnung zu gehen. Hat man schon mal jemanden heulen gesehen, weil eine Reinigung zu hat? In letzter Minute ändere ich meine Meinung, stehe doch auf und ziehe wieder Steffis Klamotten an. Wen's stört, der kann ja meinen Koffer suchen gehen.

9.00 UHR Feierliche Eröffnung der Konferenz im Goethe-Institut mit Presse und Ansprache des Botschafters. Ich trage eine zu große karierte Bluse und eine unten hochgekrempelte Hose mit meinen Tracker-Sandalen. Treffe dort auch eine weitere Bekannte, eine Kölner Afrikanistikstudentin, die gerade ein Praktikum am Goethe-Institut macht. Anschliessend gibt es den ersten Teil einer Stadtrundfahrt durch Yaoundé. Vorher erfahre ich am Telefon, dass mein Koffer in Lagos gesichtet wurde. Hoffnung keimt auf. Weniger Hoffnung gibt es, pünktlich zu den Prüfungen am Montag, die wir alle vier beaufsichtigen müssen, wieder in Dakar zu sein. Da nicht damit zu rechnen ist, dass der Rückflug reibungslos klappt, haben wir überlegt, mit dem nächstbesten Flug wieder zurück zu fliegen. Es gibt aber vor Sonntag, dem geplanten Abreisetag, keinen anderen Flug.

13.00 UHR Mittagessen im Hotel. Die Rezeptionistin sagt mir, der Flughafen habe angerufen, mein Koffer sei angekommen. Ich spare mir die restliche Stadtrundfahrt und versuche immer wieder, die Leiterin des Goethe-Instituts zu erreichen, damit jemand mit mir zum Flughafen fährt.

16.00 UHR Sie schickt mir wieder den Angestellten P., dieser fährt mit mir per Taxi erst eimal zur Camair Agentur, weil die ja eigentlich dafür sorgen müssten, dass mir der Koffer gebracht wird. Dort werden wir wie immer ignoriert, auf P.s Drängen wird uns gesagt, wir müssten zum Flughafen fahren. Als ich frage, wer denn das Taxi bezahlt, bekomme ich aus einem unangenehm grinsenden Gesicht die Antwort „WIR haben Ihren Koffer gefunden, SIE fahren ihn mit dem Taxi abholen". Ich war bisher meistens zu schlapp, um mich irgendwie aufzuregen, aber da ist es mit meiner Lethargie vorbei. Ich brülle rum, was die sich eigentlich einbilden etc. etc., wobei mich der Typ keines Blickes mehr würdigt und P. mich am Arm aus der Agentur zerrt. Gut, dass er kühlen Kopf bewahrt, und er meint, wir müssen sehen, so schnell wie möglich zum Flughafen zu kommen, sonst erreichen wir da keinen mehr. Auf der Strasse hält vor uns ein Taxi, wir steigen ein, und es stellt sich heraus, dass der Taxifahrer ein alter Freund von P. ist, den er seit 20 Jahren nicht mehr gesehen hat. Während dieser uns im Affenzahn zum Sonderpreis zum Flughafen fährt, erfahre ich sämtliche Beziehungskisten, die die beiden in den letzten 20 Jahren durchlaufen haben.

16.30 UHR Wir rennen in die Gepäckhalle, wo ein Typ gerade das Büro abschliessen will und können im letzten Moment meinen Koffer an uns reißen. Er ist unversehrt.

17.00 UHR Ich komme wieder im Hotel an. Es ist zu spät, um noch zum Empfang bei einem der kamerunischen Kollegen mitzufahren, also unternehme ich etwas mit Steffi. Wir ziehen später los und stoßen auf ein ziemlich nobles russisch-kamerunisches Restaurant, wo wir nur was trinken wollen, was geht, da wir sowieso die einzigen Gäste sind. Die Deko ist völlig absurd, alles im Tiger- und Zebra-Look, aber nicht hässlich und mit einem tollen Blick auf die Stadt.

8.10.

9.00 UHR Die Tagung fängt richtig an. Ab jetzt ist alles viel unspektakulärer.

20.00 UHR Alle sind zu einem Empfang in einem Garten eingeladen, wo eine traditionelle Tanzgruppe auftritt, die aufeinander gestapelte Bierflaschen auf den Köpfen balanciert. Wieso auch nicht.

9.10.

10.30 UHR Der zweite Konferenztag hat mit dem Vortrag eines deutschen Kollegen gut angefangen, bis die Kaffeepause zu Ende ist. Der Kollege geht wie alle anderen zurück in den Saal und stellt fest, dass seine Tasche verschwunden ist. Am Anfang ist man sich nicht sicher, aber dann gibt es keinen Zweifel mehr daran, dass sie geklaut worden ist. Darin waren Geld, all seine Karten, sein Pass, sein Flugticket und sein Handy. Die

Konferenz wird bis nachmittags ausgesetzt, damit er den in einer Sekunde entstandenen Berg von Problemen regeln kann, was am Ende auch erstaunlich schnell und einfach geht.
19.00 UHR Wir sind alle zum Empfang beim deutschen Botschafter eingeladen.

10.10.
18.00 UHR Die Tagung ist beendet, und es gibt einen Abschiedsempfang.

11.10.
10.00 UHR Um diesen Tag noch gut zu nutzen, haben Steffi, Marcel und ich einen Ausflug geplant. Damit wir aber nicht so weit fahren müssen, suchen wir uns aus dem Reiseführer ein möglichst nahe gelegenes Ziel, die „Nachtigall-Fälle". Als Fahrer habe ich diesen alten Kumpel von P. engagiert, mit dem wir einen Pauschalpreis aushandeln. Bei der Abfahrt gibt es noch etwas Diskussionen, da wir nur noch einen Platz im Auto haben und zwei Mädels sich nicht einigen können, wer von ihnen mitfahren darf. Eigentlich hatten die das vorher aushandeln sollen. Am Ende fährt die Praktikantin mit. Die Tour ist richtig schön, man sieht mal was von der Landschaft. In den kleineren Orten scheinen die Leute auch netter zu sein.
19.00 UHR Zurück in Yaoundé wollen Steffi, Marcel und ich zum Abschluss noch mal essen gehen. Wir gehen in eine kleine,

gemütliche Spelunke, wo ich Wildschwein bestelle, Marcel Krokodil und Steffi Viper. Ich habe alles nur mal gekostet, schmeckt alles eigentlich gut, aber einmal kosten reicht. Anschliessend gehen wir zum Abschiedscocktail noch mal zu diesem kamerunischen Russen.
22.00 UHR Beim Packen stelle ich fest, dass meine silberne Kette geklaut worden ist. Ich melde das an der Rezeption, aber es interessiert keinen so richtig.

12.10.
10.00 UHR Das Ende dieser unsäglichen Reise scheint greifbar nahe. Ich verabschiede mich von Steffi und Marcel, die beide mit dem Bus nach Douala fahren. Wir werden von der Leiterin des Goethe-Instituts zum Flughafen gebracht, wo wir – wen wundert's – erfahren, dass an diesem Tag kein Flug nach Douala geht. Natürlich kümmert man sich trotz unserer Flugtickets auch nicht darum, wie wir sonst dahin kommen, wir sollen doch den Bus nehmen. Man kann jetzt nur hoffen, dass der Flug nach Dakar auch nicht um 16.00 Uhr losgeht, den können wir nämlich unter diesen Umständen kaum noch bekommen.
12.00 UHR Unsere „Betreuerin" hat uns zum Busbahnhof gebracht, Geld für die Bustickets gekauft (wir haben nämlich alle keine zentralafrikanischen Francs mehr), uns mit Wasser und gegrillten Kochbananen für den kleinen Hunger zwischendurch versorgt – und tschüss.

16.00 UHR Wir haben es geschafft, mit zwei Taxis zum Flughafen zu fahren, weil der Bus nur im Stadtzentrum hält. Der reguläre Flug wäre jetzt weg, aber keine Sorge, an dem Tag geht kein Flug mehr nach Dakar. Und jetzt geschieht das größte Wunder: Es gibt einen Service, der die Leute in ein Hotel bringen soll, für das die Fluggesellschaft aufkommt. Wir können es kaum glauben, aber müssen wir auch nicht direkt, denn uns vier will man erst mal davon ausschließen mit der Begründung, dafür hätten wir mit dem Flugzeug nach Douala kommen müssen statt mit dem Bus. Abgesehen davon, was für ein Quatsch das ist, behaupten die sogar, dass es am Nachmittag einen Flug aus Yaoundé gegeben hätte. Keiner weiß, ob das stimmt, jedenfalls glaubt man uns, dass die uns in Yaoundé was anderes erzählt haben, und wir dürfen mit ins Hotel.

13.10.

6.30 UHR Ich stehe auf, weil wir um halb 8.00 Uhr losfahren sollen, um 10.00 Uhr soll der Flug losgehen. Der Frühstücksraum ist zu, und man sagt mir an der Rezeption, ich könne erst um halb 8.00 Uhr frühstücken. Ich frage, wie denn, wenn wir um halb 8.00 Uhr losfahren? Der Typ sagt, wir fahren nicht um halb 8.00 Uhr, sondern um halb 11.00 Uhr los. Ich frage, wie denn, wenn wir um 10.00 Uhr losfliegen? Der Typ sagt, wir fliegen nicht um 10.00 Uhr los, sondern um 13.00 Uhr. Ich gehe wieder ins Bett.

8.00 UHR Ich sitze am Frühstückstisch mit einem Amerikaner, der aus Brazzaville kommt und seit vier Tagen in diesem Hotel auf seinen Anschlussflug nach Dakar wartet. Dagegen geht es mir ja gut.

11.00 UHR Wir stehen in der Schlange beim Gepäckeinchecken und man sagt, dass der Flug erst um 16.00 Uhr losgeht. Ich erfahre plötzlich, dass ich 10.000 zentralafrikanische Francs Flughafengebühr bezahlen muss. Alle anderen wussten das und haben noch soviel Geld. Zum Glück steht in der Schlange eine gutmütige Senegalesin, die mir Geld wechseln kann.

17.00 UHR Wir stehen wie die Schafe vor der Tür, die durch den Gang ins Flugzeug führt. M. ist schon wieder aktiv und hat dafür gesorgt, dass wir ganz vorne stehen, weil es keine Sitzplatznummern gibt und man ganz schnell losrennen muss, um nicht die schlechtesten Plätze zu bekommen. Wir ergattern tatsächlich Plätze, auf denen man die Beine ausstrecken kann. Im Flugzeug sitzen Leute, die in aller Herren Länder wollen. Dementsprechend macht das Flugzeug Zwischenstopp in Lagos und in Abidjan (und nach Dakar kommt noch Bamako).

23.30 UHR Wir und unser gesamtes Gepäck landen unversehrt wieder in Dakar.

Hinweise für Anfänger: Was tun als Kenianer, wenn du Ausländer triffst?

Grüße sie nicht mit „Jambo“. Das Wort ist keine Begrüßung.

*

Bitte sofort um Geld, dann werden sie gleich deine Freunde sein.

*

Bilde dir nicht ein, dass er oder sie dich exotisch findet.

*

Bilde dir auch nicht ein, dass er oder sie dich nicht exotisch findet.

*

Sag ihnen nicht, dass du ins Ausland fliegen willst, um Geld zu verdienen.

*

Erwarte nicht, dass er oder sie bereit ist, dich ins Ausland mitzunehmen. Das wäre viel zu teuer.

Frag sie nicht, ob sie schon an der Küste gewesen sind und ob sie Massai attraktiv und interessant finden. Wahrscheinlich wohnen sie an der Küste. Über die Massai brauchst du nichts zu wissen.

*

Bilde dir nicht ein, dass Ausländer gern über den Entwicklungsstand und die Ursachen der Armut in Kenia sprechen wollen.

*

Sei aber nicht überrascht, wenn sie sehr viele Informationen über das Thema haben.

*

Versuche nicht, die Unterentwicklung zu entschuldigen.

*

Ärgere dich nicht, wenn Ausländer Kenia ein bisschen verwirrend oder verwirrt finden. Das würdest du im Ausland auch empfinden.

*

Versuch nicht, ihm oder ihr irgendwelche Souvenirs zu verkaufen. Vielleicht besitzt er ein ganzes Souvenirgeschäft.

*

Sprich nicht immer Englisch. Einige Ausländerinnen und Ausländer können auch Suaheli.

Christine Bukania

Hole nicht alle Leute ins Lokal, damit sie ihn oder sie anstarren.

*

Bilde dir nicht ein, dass er oder sie deine Hilfe braucht.

*

Bilde dir auch nicht ein, dass er oder sie deine Hilfe nicht braucht.

*

Erwarte nicht, dass Ausländer sich auch für Millionäre halten.

*

Bestehe nicht darauf, mit ihnen in einer Fremdsprache zu sprechen, wenn du siehst, dass sie mit dir Suaheli sprechen wollen.

*

Bilde dir nicht ein, dass sie davon beeindruckt sind, wie verwestlicht du bist. Wahrscheinlich interessieren sie sich eher für jemanden, der afrikanische Besonderheiten zeigt.

*

Verhalte dich natürlich, wenn du mit ihnen sprichst. Sage nicht immer, dass du mit ihrer Meinung übereinstimmst.

*

Erwarte nicht, dass ein Ausländer ausflippt vor Entzücken, wenn du seine Sprechweise imitierst.

Walter Mboga

Schrei nicht „Mzungu!, Mzungu!“, das ist unhöflich.

*

Erwarte nicht, dass Ausländer Geld zu verteilen haben.

*

Beginne nicht sofort über deine Probleme zu sprechen.

*

Wenn du mit ihnen verabredet bist, komm pünktlich, denn die meisten sind sehr ungeduldig.

*

Sei ehrlich!

*

Besuche sie nicht, ohne mit ihnen verabredet zu sein.

*

Wenn du sie besuchst, erwarte kein Essen, wenn du nicht zum Essen eingeladen wurdest.

*

Denke nicht an Hitler, wenn du einen Deutschen siehst. Die meisten finden ihn verrückt.

*

Beute sie nicht aus. Sie sind auch nur Menschen.

*

Bilde dir aber nicht ein, dass er oder sie dich nett findet.

Lucy Ikolomani

Schrei sofort „Mzungu!“, das mögen die Ausländer.

*

Nimm an, dass er Tourist ist, was sonst sollte er sein?

*

Natürlich will er etwas bei dir kaufen,
zeig ihm so schnell wie möglich,
wo er was kaufen kann (bei deinem Vetter!).

*

Da er weiß ist, hat er viel Geld und will es mit dir teilen,
bitte ihn um etwas, aber nicht sofort.

*

Es ist für Ausländer unterhaltsam, wenn du in
ihrer Anwesenheit deine Muttersprache mit Freunden
sprichst, tu es!

*

Ausländer sind wie Schauspieler, also schau allem,
was sie tun, mit großer Begeisterung zu.

Peter Ayiro

Ruf nicht „Mzungu!“, auch die Haut eines
Albinos ist weiß.

*

Sag nicht „Karibu Afrika“, er weiß doch, wo er ist.

*

Erwarte nicht, dass Ausländer dich gleich erkennen,
wenn ihr euch das zweite Mal trefft.

*

Erwarte nicht, dass jeder, der eine Fremdsprache
sehr gut kann, Ausländer sein muss, und frage nicht,
wie lange er oder sie im Ausland war.

*

Sag nicht, dass es in Afrika keine Eile gibt.

*

Verkaufe nicht alles zum doppelten Preis an einen Ausländer.
Manche wissen über die Preise besser Bescheid als du.

*

Erwarte nicht, dass Ausländer viel Geld dabei
und Lust haben, Geld zu verschwenden.

Ruth Chepwambok

Sylvia Brandt, geb. 1961 in Offenbach. Promotion 1991 zur Dr. phil. an der Universität Frankfurt am Main mit einer Arbeit zum Theater der historischen Avantgarde. Seit 2000 DAAD-Lektorin an der Université d'Antananarivo, Madagaskar. Forschungsschwerpunkte: Theater der historischen Avantgarde, Sprachenlernen im Tandem.

Vom richtigen Fragen auf Madagassisch

„Madagaskar, wir lagen vor" – so steht es in der lila „Mundorgel", dem Bollwerk deutschen Liedguts, und in diese Richtung bewegt sich auch unweigerlich jede Assoziation, die sich auf die viertgrößte Insel der Welt richtet. Ich gestehe, dass auch ich in den Tagen und Wochen nach der Annahme meiner Bewerbung um eine Lektorenstelle in Antananarivo die Melodie nicht mehr aus meinem Kopf vertreiben konnte.

„Ähhh, Madagaskar, wo war das doch noch gleich? Ach so, Aaaafrika."

Madagaskar, etwa 400 km östlich von Mozambique mitten im Indischen Ozean gelegen, ist eineinhalb Mal so groß wie

Deutschland. Die Madagassen hören es nicht gerne, wenn man sie als Afrikaner bezeichnet und tatsächlich passen ihre Kultur und Mentalität nicht so recht zum afrikanischen Kontinent. Erst vor etwas mehr als tausend Jahren wurde die Insel besiedelt, und die ersten Einwohner kamen nicht etwa vom nahegelegenen westlichen Kontinent, sondern von Osten, vermutlich aus Indonesien, von wo sie ihre Sprache, ihre Kultur und den Reisanbau mitbrachten. Erst später kamen Einwanderer aus Afrika und Arabien hinzu und es bildete sich das heute so charakteristische faszinierende Gemisch aus den unterschiedlichsten Typen. Die Sprache der Insel, das „Malagasy", wird mit geringen Abweichungen von allen 15 Millionen Einwohnern gleichermaßen gesprochen und ist – abgesehen vom Französischen, der offiziellen Zweitsprache der ehemals französischen Kolonie – die einzige Sprache der Madagassen.

Arbeitsaufnahme an der Universität Antananarivo. Bei Kaffee, Tee und Keksen werde ich dem Kollegium vorgestellt und reagiere zunächst leicht perplex: Prof. Ramanamihantatsoarana, Prof. Rakotoravalontsalama, Mme. Randrianariseheno ..., wie um Himmels Willen soll ich mir das je merken! Gott sei Dank wird mir von allen Kollegen gleich das „Du" angeboten, und ich atme auf. Die meisten madagassischen Vornamen sind so ausgefallen wie „Irene", „Monique" oder „Max".

Ein paar Monate später. Ich muss noch mal schnell in den Computerraum des Départements, habe aber keinen Schlüssel. Normalerweise ist nachmittags ein Student als Aufsicht dort, aber eben nicht immer. In der Bibliothek treffe ich Serge, der gerade aus dem Computerraum kommt. Es entspinnt sich folgender Dialog:

Sylvia: Hi Serge, sag mal, ist Seheno noch oben im Computerraum?
Serge: Vielleicht, ich weiß nicht.
Sylvia: Aber du kommst doch gerade von dort, war sie denn noch da?
Serge: Ja, ja, sie arbeitet da oben.
Sylvia: Wollte sie noch weggehen?
Serge: Nein, sie hat Aufsicht bis halb drei.
Sylvia: Also, dann ist sie noch oben?
Serge: Vielleicht, ich weiß nicht.

Ein typischer Dialog, der bereits andeutet, dass es in Madagaskar eine Art von Fragen gibt, auf die wir Europäer nie eine befriedigende Antwort erhalten werden. Eine Frage wie die oben gestellte erwartet eine präzise Antwort: Ja oder Nein. Ein „Ich weiß nicht" wäre nur akzeptabel, wenn der Gefragte die Situation nicht einschätzen kann.

Aber was bedeutet es, eine Situation nicht einschätzen zu können? Hätte ich die Frage einem deutschen Kollegen gestellt, hätte er sie ohne Zweifel mit „ja" beantwortet. Sollte Seheno dann aus irgendeinem Grund doch nicht im Computerraum gewesen sein, dann wäre das auf einen Grund zurück-

Und ich habe gelernt, meine Fragen so zu stellen, dass die Antworten es erlauben, Schlüsse auf das zu ziehen, was mir wichtig ist. Das erfordert ein vorheriges genaues Nachdenken über die Situation, über den Gesprächspartner und über das beabsichtigte Ziel der Konversation. Aus unserer Perspektive mag das oft zeitraubend erscheinen, doch macht es plötzlich Spaß zu sehen und zu verstehen, dass die eigene Denkweise nicht unangreifbar und die eigene Beschränktheit durchaus nicht das Maß aller Dinge ist.

Sylvia Brandt, Madagaskar

zuführen gewesen, der vom Kollegen nicht abzusehen war, seine Antwort wäre damit immer noch „nach bestem Wissen und Gewissen" richtig. Nicht so für einen Madagassen. Die Höflichkeit und der Respekt gebieten es, auf eine Frage die richtige Antwort zu geben. Mit seiner Antwort übernimmt der Gefragte somit auch die Verantwortung für deren Richtigkeit. Sollte sich hinterher herausstellen, dass Seheno doch nicht mehr da ist, dann hätte er bewusst – eine Falschinformation in Kauf genommen, da er ja tatsächlich nicht wissen konnte, was in den nächsten zehn Minuten passiert. „Vielleicht" bzw. „Ich weiß nicht" ist damit die einzige eindeutig richtige Antwort, die der Student mir geben konnte.

Ein deutscher Kollege erklärte mir ganz ernsthaft, die „Unentschlossenheit" der Madagassen käme daher, dass sich die Menschen hier auf Grund ihrer Kultur und Religion stets für so unvollkommen hielten, dass sie sich nicht in der Lage fühlten, eine konkrete Antwort auf eine konkrete Frage zu geben. Was zunächst leicht als Unsicherheit interpretiert wird, erschließt sich dem Nicht-Madagassen erst nach längerer Zeit als sehr viel komplexerer Zusammenhang.

Ein wichtiger Bestandteil der madagassischen Kultur ist der Ahnenkult. Obwohl die Bevölkerung mehrheitlich christlich ist, kommt den Ahnen im Bewußtsein der Madagassen eine ungleich größere Bedeutung als bei uns zu. Im Weiterleben nach dem Tod, als Mittler zwischen den Lebenden und

Gott, erfüllt sich für jeden Madagassen seine eigentliche Berufung. In der „Famadihana“, dem Fest der Totenumwendung, findet diese dauerhafte Verbindung von Leben und Tod ihren erstaunlichsten Ausdruck. Im Abstand von fünf bis zehn Jahren werden die Toten von ihren Familien aus den Gräbern geholt und in einem drei Tage dauernden Familienfest von den neuesten Entwicklungen in Kenntnis gesetzt, mit neuen Tüchern „eingekleidet“ und anschließend wieder zurück in ihre Grabstätten gebracht.

Ein Landeskundeseminar über die frühen deutsch-madagassischen Beziehungen, zu dem auch ich eingeladen war, führte uns im Rahmen einer Exkursion in das hiesige Kolonialmuseum. Vor einem Ausstellungsstück, einem vergilbten historischen Foto, blieb die Chefin unseres Départements stehen und erklärte nicht ohne Stolz, dass einer der dort abgebildeten madagassischen Delegierten in schmucker französischer Uniform ihr Ur-Ur-Großvater sei. Er sei in eben dieser Uniform auch begraben worden. In einem Nebensatz fügte sie noch hinzu: „Heute ist von der Uniform allerdings nichts mehr zu sehen.“

Der Respekt vor älteren Leuten, aber auch die streng hierarchische Familien- und Gesellschaftsordnung birgt einen, wie ich zugebe, recht bequemen Nebeneffekt für eine ausländische Lektorin. Egal wie unkonventionell den madagassischen Studenten mein Verhalten erscheinen mag, wie ich mich kleide, oder wie sehr mein Unterrichtsstil vom gewohnten autoritären Frontalunterricht abweicht: Der Respekt meiner Studenten ist mir sicher. Sollte sich doch mal ein Student einen Moment lang „vergessen“, genügt ein fragender Blick meinerseits – und die „alte Ordnung“ ist wieder hergestellt.

Ich reagiere nach wie vor noch manchmal ungehalten, wenn Studenten oder Kollegen eindeutige Fragen scheinbar ausweichend, sehr allgemein oder im vermeintlichen Sinne des Fragestellers beantworten. Der Ärger richtet sich nun aber eher gegen mich selbst, weil ich wohl wieder mal der Versuchung erlegen bin, meiner typischen Vazaha[1]-Logik zu folgen. Auf einer „definitiven“ Antwort auf gewisse Fragen bestehe ich ohnehin schon lange nicht mehr. Und ich habe gelernt, meine Fragen so zu stellen, dass die Antworten es erlauben, Schlüsse auf das zu ziehen, was mir wichtig ist. Das erfordert ein vorheriges genaues Nachdenken über die Situation, über den Gesprächspartner und über das beabsichtigte Ziel der Konversation. Aus unserer Perspektive mag das oft zeitraubend erscheinen, doch macht es plötzlich Spaß zu sehen und zu verstehen, dass die eigene Denkweise nicht unangreifbar und die eigene Beschränktheit durchaus nicht das Maß aller Dinge ist.

1 Mit „Vazaha“ werden in Madagaskar die Weißen, die Fremden, bezeichnet.

Die mutige Frau

Es war einmal ein alter Mann, der Mukara Mwene hieß. Seine Frau war Amaani Makali – Tochter des Häuptlings – und ihr Name sagt schon, dass sie eine fleißige Frau war. Mukara und Amaani hatten zehn Kinder, viele Rinder und zwölf Hunde. Sie lebten in einem kleinen Dorf, in der Nähe von Kimalewa.

In diesem Dorf herrschte nur Reichtum und Glück. Alle Bewohner liebten und halfen einander. Die jungen Mädchen gingen Wasser vom Fluß holen, und auf dem Weg wurden nur schöne Lieder gesungen. Alle Kinder spielten zusammen, während ihre Mütter auf dem Feld arbeiteten. Die Männer gingen auf die Jagd, und manchmal erlegten sie ein Reh oder einen Büffel. Dann gab es ein großes Fest, auf dem gesungen und getanzt wurde. Die Alten unterhielten sich und tranken Bier – oder schliefen.

Es trug sich zu, dass es seit langer Zeit nicht mehr geregnet hatte. Wo die Bäume einmal leise miteinander geflüstert hatten, war nur noch eine leere Wüste unter der brennenden Sonne zu sehen. „Warmes Gelbrot, die Farbe der Dürre“, dachte Amaani. Das ganze Land geriet in eine Hungersnot, die eine Ewigkeit dauerte. Alles vertrocknete, und die Wasserquellen versiegten. Die Familien hörten auf, das Essen miteinander zu teilen. Viele Leute verhungerten. Dieses Dorf, das einstmals in Wohlstand gelebt hatte, wurde gegen alles unempfindlich. Man gewöhnte sich daran, das Unerträgliche zu ertragen, das Undenkbare zu denken. Man aß nichts, wurde krank und starb. Mukara Mwene mußte seine ganze Herde schlachten – alle bis auf zwei Kühe, die er wegen der Milch behielt. Die Hungersnot wurde immer schlimmer, und immer mehr Leute starben. „Jetzt muß ich vorsichtiger sein. Diese Milch ist alles, was wir noch haben“, dachte Mukara. Er nahm die Kürbisflasche aus dem Familienhaus und stellte sie in sein Schlafzimmer, damit die Kinder nicht zu viel davon tranken.

Nun war in solchen Situationen die Frau mit der Beschaffung des Essens beauftragt. Glücklicherweise war Amaani Makali eine intelligente und kluge Frau, sehr beherrscht in Krisenzeiten. Tag und Nacht paßte sie auf, bis sie erfuhr, dass die Ratte und ihre Freunde ein Lager gefunden hatten, von wo sie Essen stahlen. Sie versuchte taktvoll, von der Ratte mehr über dieses Lager zu erfahren. Sehr gefräßig, wollte die Ratte am Anfang alles für sich behalten, aber gegen Amaanis Hartnäckigkeit fiel es ihr schwer, Widerstand zu leisten. Endlich sagte sie, „Komm, ich zeige es dir. Es gibt sehr viel Essen, aber ich muß dich gleich warnen, dass es lebensgefährlich ist.“

Dennoch konnte nichts Amaani zurückhalten. Sie hatte keinen anderen Gedanken, als ihre zehn Kinder zu retten. Armut und Mut kombinierten sich zu fester Entschlossenheit. Sobald sie wieder zu Hause war, fing sie an, sich auf die Reise vorzubereiten. Zum Glück kam sie an, als die furchtbaren Hyänen noch schliefen. Sie stahl so viel Essen, wie sie tragen konnte, und machte sich auf den Rückweg. Die Mutter kochte das Essen für ihre Kinder, und die Kinder aßen. Bald, wegen ihrer regelmäßigen Ausflüge, waren die Kinder wieder kerngesund und glücklich.

Eines Tages aber, nach dem Abendessen, lief einer von Amaanis Söhnen auf seinen Vater zu und gab ihm ein Stück Brot. „Vater, Vater", rief er lächelnd, „wir essen Brot, süßes Brot essen wir. Jeden Tag!" Mukara nahm das Stück Brot und aß es sehr schnell, denn er hatte wie immer einen Bärenhunger. Er bat seinen Sohn um mehr, und dieser, schon satt, warf ihm ein weiteres Stück Brot zu. Als Mukara erfuhr, dass das köstliche Essen aus dem Familienhaus kam, legte er die Kürbisflasche an die ursprüngliche Stelle zurück. Während der Hungersnot war Amaani unermüdlich. Sie fand immer Zeit, die langen Ausflüge zu machen und Hirse oder Mais zu stehlen.

Nun geschah es, dass Mukara sich entschied, eines Tages seine Frau auf der Reise zu begleiten. Nach der Ankunft zeigte Amaani ihrem Mann das Maislager und ging, Hirse zu

stehlen. Aber der alte Mann war von der langen Reise ganz erschöpft und wollte nicht arbeiten. Er fiel auf den Boden und fing an, den Mais zu verschlingen. Währenddessen holte Amaani die Hirse aus einem anderen Lager. Als sie fertig war, rannte sie zum ersten Lager und rief Mukara zu, dass es Zeit sei zu gehen. Ihr Mann antwortete nicht. Er hatte gegessen, und noch mehr gegessen, und jetzt war er dabei, seinen Darm zu entleeren. Wie man sich vorstellen kann, ist es in diesem Zustand ganz leicht, alles andere zu ignorieren. Amaani, die die gefährliche Umgebung wahrnahm, dachte, dass Mukara schon fortgegangen sei, und so eilte sie, Mananis, das Haus der Hyänen, zu verlassen.

Als die Hyänen am frühen Morgen erwachten, hörten sie ungewöhnliche Geräusche aus der Richtung ihres Lagers. Sie holten sich Knüppel und Messer. Wenige Sekunden später stürmten sie das Lager, Feuer in ihren Augen, Mord in ihren Herzen. Aber noch bevor sie zum Angriff ansetzten, entdeckten sie, dass die Geräusche von einem Mann kamen. Sie heulten und tanzten vor Freude. „Aha, heute haben wir ein Fest!", sangen sie. Mukara weinte vor Angst und bat um Verzeihung, aber die Hyänen heulten nur noch lauter. „Bitte, laßt mich in Ruhe. Ich allein bin nicht genug für euch, aber ich habe eine Frau und viele Kinder. Sie können euch satt machen, doch muß ich zuerst nach Hause gehen, um alles vorzubereiten."

Wie immer konnte alles, was Essen angeht, die gierigen Hyänen überzeugen. Sie begleiteten Mukara bis zu seinem Haus und erklärten Amaani, dass sie jeden Tag kommen würden, um ein gut gekochtes Kind, serviert mit warmem Brot, zu holen. Sie ließen keinen Zweifel daran, dass sie kommen würden, bis alle zehn Kinder gegessen wären. „Naja, herzlich Willkommen. Ich denke auch, dass es eine gute Idee ist, seine Kinder den Hyänen zu schenken, besonders wenn man sie liebt", sagte Amaani direkt zu Mukara, der plötzlich etwas sehr Interessantes auf dem Boden entdeckt hatte.

Wir wissen bereits, dass Amaani nicht dumm war. Sie war voller Ideen und Lösungen für fast alle Probleme. Auch jetzt zerbrach sie sich den Kopf, bis sie auf eine gute Idee kam. Jedes Mal, wenn sie die Hyänen erwartete, kochte sie einen der zwölf Hunde. Gleichzeitig versteckte sie ein Kind in der Höhlung eines Baumes.

Sie ließ ihren Mann über das, was sie tat, im Dunkeln, denn er hatte sich als Verräter erwiesen. Die Prozedur wiederholte sie, bis alle Kinder in Sicherheit und zehn Hunde gekocht waren. Die Hyänen waren jedes Mal mit dem Essen zufrieden und lachten vergnügter nach jeder Mahlzeit. Das Leben war gut. Sie konnten wieder Fleisch essen, da gab es nichts zu klagen. Sie waren ebenso unwissend über das Essen, wie es ihre gierigen Mägen waren, die es empfangen hatten.

Nun verlangten die Hyänen, dass Mukara seine Frau kochte. Er war zwar ein wenig erschüttert, doch konnte er mit dieser Situation leben. Als Mukara spazieren war, kochte Amaani den elften Hund – er war etwas dicker als die anderen – und servierte ihn mit einem großen Stück Brot. Dann versteckte sie sich mit den Kindern in der Baumhöhle. Die Hyänen verschlangen das Essen, dann gingen sie weg.

Man sollte meinen, dass die Probleme jetzt gelöst waren, aber die Hyänen waren anderer Meinung. Sie befahlen Mukara, sich selbst in den Topf zu werfen. Armer Mann, allein in dieser Welt gelassen, die schon seine ganze Familie verschluckt hatte, war er außer sich. Er backte das Brot. Er kochte das Wasser. Jetzt war es Zeit. Er begann immer wieder wegzulaufen, bis es einen gehörigen Abstand zwischen ihm und dem Feuer gab. Er würde Anlauf nehmen, aber er brachte es nicht über sich, sich ins kochende Wasser zu werfen. Er weinte: „Wie werde ich mich kochen? Warum habe ich so viel gegessen? Oh, wenn ich nur gewußt hätte, hätte ich … Oh Amaani, meine Frau, wie hast du dich bloß gekocht?" Hin und her laufend, versuchte er in den Topf zu springen, doch es war alles vergeblich.

Amaani hörte sein verzweifeltes Weinen, und ihr zartes Herz konnte es nicht länger ertragen. Sie rannte ins Haus und sagte: „Komm, komm mein Mann. Mach nicht so viel Lärm." Sie befahl ihm, sich mit den Kindern zu verstecken.

Mukara war ganz überrascht. Dennoch befolgte er den Befehl. Inzwischen kochte seine Frau den letzten Hund, richtete ihn mit Brot an und versteckte sich.

Die Hyäne ist ein häßliches Tier. Sie lacht zu viel, trotzdem ist sie nicht ganz so dumm, wie man denkt. Als die Hyänen das Essen sahen, lachten sie so laut, dass jeder sie hören konnte. „Ha ha!“, heulte eine. „Heute haben wir Zauberei gesehen. Wer hat je von einem Mann gehört, der sich selbst kocht und serviert?“ Sie aßen den Hund, dann, Mukaras Spur entdeckend, folgten sie ihm bis zum Baum, in dem die ganze Familie versteckt war. Wieder hatte Mukara den Hyänen Tür und Tor geöffnet. Die Hyänen tanzten und lachten, während Mukara große Angst bekam, weil er wußte, seine Familie war diesen Tieren nun auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

Die wilden Tiere warfen sich auf den Baum und versuchten, die Tür mit Gewalt zu öffnen. Mukara zitterte vor Angst und schrie: „Oh Vater, heute werde ich ohne Zweifel sterben.“ Aber die starke Amaani war ganz ruhig. Sie sagte nichts, bewegte sich nicht und versuchte nur, die Kinder zu beruhigen. Erst als es so schien, als würde die Tür nachgeben, reagierte sie: „Moment bitte, ich öffne die Tür.“ Sie öffnete sie und sagte kühl und leise: „Unser Haus ist so klein. Sie können nicht alle auf einmal hier hereinkommen. Wir treten normalerweise rückwärts ein und drehen uns dann

um, sobald wir drinnen sind. Ich weiß, dass wir Sie schlecht behandelt haben, und Sie tun wahrhaft recht daran, uns zu töten.“

Amaanis Ehrlichkeit beeindruckte die Hyänen. Die erste trat rückwärts durch die Tür. Amaani packte sie, griff sie und stieß ihr ein heißes Eisen in den Hintern. Das arme Wesen grinste sterbend, und seine Freunde machten sich darüber lustig: „Schau mal! Er ist so dumm, dass er das Essen anlacht.“ Mittlerweile räumte Amanni die Leiche weg und rief den Hyänen zu, dass die nächste hereinkommen könnte. Jede trat fröhlich in das Haus ein, jede wurde umgebracht. Als alle zwölf tot waren, verließ die Familie die Höhle und ging nach Hause.

Durch schnelles Gehen, schnelleres Laufen und noch höheres Hüpfen drückten die Kinder ihre Freude aus. Amaanis sanfte Gewalttätigkeit hatte die Familie wieder befreit. Die Kinder sangen und priesen ihre Mutter, den rettenden Engel. Für sie war die Mutter die mutigste Frau in der Welt. Auch Mukara war sehr beeindruckt und riet den Kindern, nie eine Frau zu verachten, nur weil sie eine Frau ist.

Aufgeschrieben von Christine Bukania

Marion Pape, geb. 1957 in Hannover. Erstes und Zweites Staatsexamen, Magister in Germanistik und Geschichte. Von 1988 bis 1994 DAAD-Lektorin an der University of Nigeria in Nsukka, Nigeria. Seit 1998 DAAD-Lektorin an der University of Natal in Durban, Südafrika. Forschungsschwerpunkte: Interkulturelle Germanistik, Carl Einstein, Afrikanische Literatur, besonders Frauenliteratur des nigerianischen Bürgerkriegs.

Über die Dicke und Beschaffenheit der Nashornhaut

Die Dicke und Beschaffenheit der Nashornhaut wird einem erst richtig bewusst, wenn man die eigene Angst überwindet und nahe ran geht. Zum Beispiel, indem man in einem der zahlreichen Natur- und Tierparks des südlichen Afrika an einer Wildniswanderung teilnimmt – sechs Personen und zwei Führer mit geschulterten Gewehren –, entlang der wie auf einem Stoffschnittplan sich kreuzenden Wildwechsel wandelt, im sicheren Gefühl, es werde einem schon nichts passieren. Man bekommt erzählt, dass man mit offenen Sinnen und gehörigem Respekt vor dem jeweiligen Raumbedürfnis der verschiedenen Tiere, die ihrerseits das eigene Raum- und Abstandbedürfnis respek-

tierten, unbehelligt und unbeschadet seiner Wege gehen könne. Alle Tiere – bis auf solche unberechenbaren wie Puffottern – nähmen sowieso panikartig Reißaus, sobald sie einen senkrecht in die Höhe ragenden Zweibeiner daherstapfen sähen. Sie hätten mit ihm schlechte Erfahrungen gemacht, die Tiere, und deshalb sei dieses Feindbild bei ihnen tief verwurzelt, wenn nicht gar genetisch festgelegt.

Da spaziert man nun durch den Busch in Südafrikas künstlicher „wilderness" und fühlt sich eins mit der Natur. Man könnte die ganze Welt umarmen. Die Sinne erwachen, man hört plötzlich so vieles, was sonst im Lärm der Städte untergeht. Die Zeit spiele keine Rolle, Uhren sollten als erstes abgelegt werden, wurde einem gesagt, denn sie störten nur. Was zählt, ist das Gefühl oder das Tageslicht, der Sonnenstand, der bestimmt, ob ein Foto gut wird, das Objekt optimal und tiefenscharf ausgeleuchtet erscheint. Am besten sind die frühen Morgen- und Abendstunden, wenn die Sonne schräg steht und die Landschaft in Safranfarben getaucht wird. Tieraufnahmen sind gar nicht so einfach. Auf der Pirsch durch den Busch, die schützende Haut des Autos hinter sich lassend, sieht man das sogenannte Wild nur von weitem, Teleobjektiv und Geruchssinn gleichen einander aus; man respektiert sich gegenseitig. Bis auf die Male, wie neulich geschehen, wo eine Gruppe von Wildniswanderern von einem Spitzmaulnashorn

angegriffen und schwer verletzt wurde. Das Nashorn wurde danach stante pede erschossen. Zu dichte, ungeschützte Nähe ist eben manchmal auch in der künstlichen Wildnis gefährlich. Da hilft auch der allergrößte Respekt voreinander nicht, so schnell kann man weder als Mensch vor einem Nashorn noch als Nashorn vor einer Kugel davonlaufen.

Mit dem Auto dagegen kann man viel dichter an die Viecher ranfahren, von denen merkwürdigerweise keines Reißaus nimmt, weil sie angeblich wissen, dass von ihm keine Gefahr ausgeht. Allerdings weiß man nicht, was die Tiere denken oder wissen, also hat man Angst, wenn der Fahrer einer organisierten Tour sich beispielsweise einer Gruppe von drei Nashörnern auf wenige Meter annähert, diese auf das Auto zugelaufen kommen – ob zum (Schein-)Angriff, aus Respektlosigkeit oder zum Spielen weiß man erst dann zu unterscheiden, wenn der Fahrer sie mit Namen begrüßt und ihnen zur Belohnung ein paar Büschel Gras hinwirft. Der Tourist mit Kamera fühlt sich leicht veralbert, ist dann aber doch froh über das schöne Bild, denn er braucht nur so lange zu warten, bis der Sucher ganz ausgefüllt ist mit Nashorn, Netz-, Streifen- oder Punktmustern, blau, gelb, grau, rosa Warzen, Bergen, Tälern, Schluchten, Zisternen, Knitterfalten von sich überkreuzenden Linien, gepanzerter, sich bewegender Muskelmaschinerie. Die Fotos, die bei dieser ungewöhnlichen Begegnung entstehen, sind interessant, da man in der Eile nicht so schnell das Objektiv von

Distanz auf Nähe wechseln kann. Doch werden es höchstens flache Detailaufnahmen. Man ist zwar dicht dran, taucht in die Dicke der Haut ein, aber sieht nicht wirklich etwas. Fast ist es schon wieder unscharf. Man verliert sich zwischen Hals, Ohren, Bauch und Schwanz. Auch gewöhnt man sich zu schnell an die intime Nähe, man verliert den Respekt voreinander. Ist ja wie im Zoo in Hannover (resp. Braunschweig)!

Nähe

Ingrid Laurien, geb. 1950 in Essen. Promotion 1979 zur Dr. phil. an der Universität Göttingen. Von 1986 bis 1991 DAAD-Lektorin an der Universität of Nairobi, Kenia. Seit 1999 DAAD-Lektorin an der School for Literature and Language Studies, University of the Witwatersrand in Johannesburg, Südafrika. Forschungsschwerpunkte: Literatur der frühen Neuzeit (Barock) und der unmittelbaren Nachkriegszeit (1945–1949), Weimarer Republik und „Innere Emigration", ostafrikanische Literatur.

Alltag im DAAD-Informationscentrum Johannesburg

Quer durch den Campus der University of the Witwatersrand in Johannesburg führt die M1, die Stadtautobahn. In der Rush Hour stehen die Autos Stoßstange an Stoßstange. Die Studierenden überqueren die M1 auf einer breiten Fußgängerbrücke, die von einer Telefongesellschaft gestiftet wurde. Wer auf den Campus will, muß über eine elektronische Chipkarte verfügen, ohne die sich die Gitterdrehtüren und Straßenschranken nicht öffnen lassen. Viele Büros, auch meines, sind durch Gitter oder Zahlencode-Schlösser gesichert, und wer sich noch abends auf dem Campus aufhält, kann sich auf Wunsch von Wachleuten eskortieren lassen. Die University of the Witwatersrand, von

Kennern kurz und ein bißchen liebevoll „Wits“ genannt, liegt nämlich unmittelbar neben der gefürchteten Innenstadt Johannesburgs, deren schlechter Ruf in den letzten Jahren weltweit Schlagzeilen gemacht hat. Zur Zeit wird aber diskutiert, ob man nicht inzwischen auch wieder ohne die vielen Gitter und Schutzvorrichtungen auskommen könne.

Früher war die Universität, eine Gründung aus britisch-liberalem Geist, stolz auf ihre Offenheit gegenüber der Stadt. Keine geschlossene Campusuniversität, kein Elfenbeinturm wollte man sein, sondern „Town and Gown“ gemeinsam sollten kritisch die Entwicklung Südafrikas begleiten. Die Wits ist stolz darauf, dass zu Zeiten der Apartheid die Professoren in Talaren auf den Straßen protestierten und dass auch Nelson Mandela zeitweilig an der Wits studieren konnte. In den achtziger Jahren sollen zwischen den Studenten der benachbarten, damals rein afrikaanssprachigen „Rand Afrikaanse Universiteit“ und der „Wits“ faule Tomaten geflogen sein.

Inzwischen hat die Transformation der südafrikanischen Gesellschaft den Liberalismus der „Wits“ eingeholt, wenn nicht überholt. Man sieht nicht nur den einen oder anderen schwarzen oder indischen Studenten auf dem Campus, sondern mehr als 50 Prozent der Studierenden stammen inzwischen aus, wie man politisch korrekt sagt, „ehemals benachteiligten communities“. Bei den Dozenten sieht das noch anders aus, aber auch das ist wahrscheinlich nur noch eine Frage der Zeit.

Mein Büro liegt im zweiten Stock des „Senate House“, das neben der Universitätsverwaltung auch einige Fachbereiche beherbergt, zum Beispiel die „Modern Languages“. Wie überall an südafrikanischen Universitäten ist auch an der Wits das Fach Deutsch längst nicht mehr selbstständig, sondern nur Teildisziplin der Fremdsprachenabteilung. Schrumpfende Studentenzahlen und eine durchgreifende innere Reform sind der Grund dafür, dass inzwischen auch die Fremdsprachenabteilung nicht mehr selbstständig ist, sondern mit neuen anderen Fachbereichen einen Teil der „School for Literature and Language Studies“ bildet. Im kommenden Juli, während der „Winterferien“, werde ich wohl umziehen müssen, denn die Büros aller Disziplinen sollen auch räumlich zusammengelegt werden.

Ich bin gern hier an der Wits. Das Deutschstudium, früher wie überall in Südafrika stark an den Bedürfnissen der deutschsprachigen Minderheit oder zumindest an fortgeschrittenen Lernern ausgerichtet, hat sich neu orientiert. Unsere Disziplin heißt jetzt „German Studies“; neben Deutsch als Fremdsprache spielen Kultur und Literatur eine große Rolle. Zunehmend haben unsere Studenten keinen deutschsprachigen Hintergrund mehr, sondern sind sprachlich Anfänger und studieren Deutsch aus den unterschiedlichsten Motivationen heraus, die aber immer mit ihrer Berufsperspektive zu tun haben. Mit ihnen und auch mit den Kolleginnen gibt es immer wieder interessante Diskussionen, bei denen ich ebenso lerne wie meine Studieren-

Studenten am Computer

den. „Challenging Minds – Wits University“ heißt ein Werbesticker der Universität. Ich habe ihn mir ans Auto geklebt.

Dabei ist die Deutschabteilung sozusagen nur ein „Nebenschauplatz“ meiner Arbeit hier in Südafrika. Mein kleines Büro, vollgestopft mit Akten, Broschüren, Büchern und Plakaten, ist nämlich ein sogenanntes „Informationscentrum“ des DAAD. Offiziell bin ich die Hälfte meiner Arbeitszeit damit beschäftigt, über die Programme des DAAD zu informieren und Studierende und Professoren, die mit deutschen Universitäten Kontakt aufnehmen möchten, zu beraten. Das mit der „Hälfte meiner Arbeitszeit“ sage ich manchmal ironisch und ernte bei meinen Gesprächspartnern ein wissendes Lächeln. Es gibt zur Zeit 21 Universitäten und 19 Fachhochschulen in Südafrika, und das Interesse an akademischer Kooperation mit deutschen Universitäten ist außerordentlich groß und wächst ständig. Hier im Büro laufen die Fäden zusammen, und schon allein mit E-Mail und Telefon könnte ich mich gut den ganzen Tag beschäftigen – was nicht geht, denn ich bin oft unterwegs. Hayden, meine Mitarbeiterin, kann zwar leider täglich nur kurze Zeit im Büro arbeiten, aber ihre Telefonauskünfte lassen nicht ahnen, daß es sich bei der Vertretung des DAAD in Südafrika eigentlich nur um einen „Halbe-Frau-Betrieb“ handelt.

Alles in allem: ein unmöglicher Job. Aber ein wunderbarer Job, der spannendste und vielseitigste, den ich mir vorstellen kann. Mein Arbeitstag verläuft zum Beispiel so: Morgens um

acht in die Uni, zwei Stunden Landeskunde auf Englisch im ersten Studienjahr. Thema: Wie gehen die Deutschen mit ihrer Vergangenheit um? Die Diskussionen sind heftig, denn dieses Thema interessiert hier jeden. Schließlich hat man seine Probleme mit der eigenen Vergangenheit. Um zehn gehe ich zurück ins Büro, mein Kopf noch voll von den Argumenten. Kurz die E-Mails checken und die dringendsten beantworten, dann zurück ins Auto und auf die M 1 nach Pretoria. Termin bei der Deutschen Botschaft. Um diese Zeit steckt man nicht mehr im Stop and Go, aber der Verkehr ist dicht. Die Sonne gleist, und die Hitze des Tages macht sich schon bemerkbar. In ein paar Jahren wird es hier einen Hochgeschwindigkeitszug mit neuester Technologie geben, denn die sechsspurige Autobahn reicht kaum aus, den Verkehr zu fassen. Die knapp siebzig Kilometer zwischen Johannesburg und Pretoria sind fast vollständig verstädtert. Öffentliche Verkehrmittel gibt es nur rudimentär. Ich schätze, dass in der gesamten Region, Soweto und andere ehemalige Townships eingeschlossen, gut zehn Millionen Menschen leben.

In der Kulturabteilung der Botschaft wartet bereits ein deutscher Professor, der Kontakte nach Südafrika geknüpft hat und nun nach Finanzierungsmöglichkeiten für ein gemeinsames Projekt sucht: ein Geologe, Spezialist für Umweltschäden durch Bergbau. Deutsche Expertise ist hier sehr gesucht, vor allem in diesem Bereich: Die gelben Halden der inzwischen

geschlossenen Goldminen im Süden von Johannesburg sind vergiftet, und anderswo sieht es nicht besser aus. In diesem Fall kann ich ein Programm empfehlen und verlasse die Botschaft mit dem guten Gefühl, dass es hier eine reale Chance gibt, eine sinnvolle Kooperation zu finanzieren. Aber zu viel nachdenken kann ich nicht, die Zeit drängt. Mit Hayden, die immer mittags ins Büro kommt, kann ich heute nur per Handy reden: Ist das Flugticket für morgen bestätigt? Ja, und der Text für das südafrikanische Stipendienverzeichnis war o. k., kann weitergegeben werden.

Mittagessen fällt heute aus, denn ich bin schon knapp in der Zeit für den Termin in der „National Research Foundation", der südafrikanischen DFG. Es gibt seit kurzem ein Kooperationsabkommen mit dem DAAD, und die Vorauswahl für Stipendienbewerber soll in Zukunft gemeinsam angegangen werden. Da gibt es noch einiges zu klären, und wir diskutieren eine ganze Weile. Dass das Gebäude der NRF direkt an der Autobahn nach Johannesburg liegt, nützt mir dann aber wenig: Der „Rush Hour"-Verkehr hat inzwischen eingesetzt, und die Fahrt zurück dauert gut zwei Stunden im Stop and Go. Gerade noch rechtzeitig erreiche ich das Goethe-Institut, wo ich meinen monatlichen Vortrag halte: „Studying in Germany – Your First Choice". Heute sind unter anderem zwei deutschstämmige Elternpaare mit Sohn und Tochter gekommen. Die Sprößlinge sollen in Deutschland studieren, aber wo und wie? Und genü-

gen ihre Deutschkenntnisse, wird ihr südafrikanischer Schulabschluß anerkannt? Wir unterhalten uns noch eine Weile nach dem Vortrag, und ich lade Sohn und Tochter in das Büro an der Wits ein, wo wir per Internet nach geeigneten Studiengängen suchen können. Jetzt nur nach Hause! Als ich in die Garageneinfahrt einbiege, ist es schon nach neun Uhr, und mein vierzehnjähriger Sohn empfängt mich aufgeregt: „Morgen schreiben wir einen Französischtest! Du mußt unbedingt mit mir üben!“ O.k., auch er hat sein Recht auf Beratung, alors, ça va!

Am nächsten Tag geht es auf Dienstreise, in die östliche Kapprovinz. Als ich in Port Elizabeth aus dem Flugzeug steige, bin ich in einer anderen Welt. Feuchtheiße Luft, der Indische Ozean rauscht milde. Am Flughafen wartet schon mein Leihwagen auf mich, es geht über die Rhodes University in Grahamstown zu einer der ehemals schwarzen Universitäten, Fort Hare. Fort Hare ist so etwas wie ein nationales Symbol des Widerstandes. Anfang des 20. Jahrhunderts in unwegsamem Gelände von schottischen Missionaren gegründet als eine Schule für befreite Sklaven, gilt die Institution bis heute als ein Zentrum schwarzen Widerstandes gegen weiße Vorherrschaft. Nicht nur Nelson Mandela, auch heute prominente Politiker aus anderen afrikanischen Ländern haben hier studiert. Vom Apartheitsregime war die Universität allerdings wie alle „schwarzen“ Universitäten bewußt drittklassig gehalten worden, eine akademische Institution für „Bantus“ eben. Heute ist

die Dreiteilung des Bildungssystems durch die Apartheid-Politik sicher der wichtigste Grund für die Kopfschmerzen des Erziehungsministers – es gibt zu viele und zu ineffizient arbeitende Institutionen mit zu ungleichem Niveau. Während in Johannesburg, Pretoria, Durban und am westlichen Kap Universitäten von Weltklasse internationale Studenten anziehen und an renommierten Forschungsprojekten beteiligt sind, kämpfen die ehemaligen Homeland-Universitäten um ihr akademisches Überleben. Mit einer radikalen Reform will das Erziehungsministerium die akademische Landschaft Südafrikas neu gestalten: Nur die starken Universitäten sollen unverändert überleben, die anderen sollen sich zu neuen Institutionen zusammenschließen oder von den stärkeren Institutionen in der Region integriert werden. Das politische Problem dabei liegt darin, dass die sogenannten starken Universitäten alle ehemals weiß sind. Fort Hare hat es aufgrund seiner Bedeutung jedenfalls geschafft zu überleben, und jetzt sucht man, möglichst mit ausländischer Hilfe, nach Möglichkeiten, Forschungskapazitäten zu erweitern.

Schon mein Weg von Port Elizabeth nach Grahamstown war lang gewesen, Stunden durch heiße, schattenlose Macchia, die man hier „Fynbos“ nennt. Überall Hinweise auf Monumente, die auf Schlachten zwischen europäischen Einwanderern und den Einheimischen hinweisen. Von Grahamstown geht es dann ins Landesinnere durchs Gebirge. Hohe Pässe, atembe-

Alles in allem: ein unmöglicher Job.
Aber ein wunderbarer Job,
der spannendste und vielseitigste,
den ich mir vorstellen kann.

Ingrid Laurien, Südafrika

raubende Ausblicke, und niemand, nichts, außer ein paar Pavianen. Ich nehme mir vor, vor Einbruch der Dunkelheit zurückzufahren, und ein bißchen unheimlich wird es mir schon. Was, wenn ich eine Panne habe in dieser Einsamkeit? Dann doch noch ein Ort, nicht viel mehr als eine Tankstelle, ein Bottle Store und ein paar Häuser. Das „Städtchen" Alice. Von dort aus nur noch ein paar Kilometer, dann bin ich plötzlich auf einem großen modernen Universitätscampus: Fort Hare. Mir wird das neugebaute „Govan Mbeki Centre of Research" vorgeführt, ein baulicher Beweis für den wissenschaftlichen Ehrgeiz der Universität. Gespräche mit dem Dean of Research, einem Wissenschaftler aus Uganda. Akademiker aus anderen afrikanischen Ländern sind oft an südafrikanischen Universitäten zu finden, eine Art inner-kontinentalen Brain-Drains. Wir diskutieren Möglichkeiten wissenschaftlicher Kooperation mit Deutschland. Gut vor Einbruch der Dunkelheit schaffe ich es noch zurück nach Grahamstown, wo mich der Wirt meines Guesthouses mit einer hochwillkommenen Tasse Tee empfängt.

Am nächsten Tag Fahrt zurück nach Port Elizabeth, ein Termin mit dem Leiter des International Office der dortigen Universität, und zurück zum Flughafen. Der Indische Ozean rauscht immer noch milde, aber leider nicht für mich. Ich muß zurück nach Johannesburg, denn morgen früh steht der Kurs „Biographical Writing" an, ein Kurs in unserem Postgaduate Studiengang „European Studies", den ich besonders liebe.

Schön, dass mein Mann mich abholt und ich nicht selbst durch die Rush Hour in Johannesburg fahren muß!

Am nächsten Tag in der „Wits“ muß ich mir erst einmal einen Cappucino holen, denn 75 E-Mails sind im Computer aufgelaufen. Viele davon natürlich ganz dringend. Meine Kollegin steckt den Kopf durch die Tür: „Du weißt ja, dass wir morgen die Noten der Deutschessays der Second Years eintragen müssen?“ Ich lehne mich zurück, schlürfe den Cappucino: Die Essays liegen bei mir zu Hause, ich hatte gehofft, sie irgendwann noch nach einem Arbeitstag zu korrigieren – na, ja, irgendwie werde ich das auch noch schaffen!

Der Kurs in European Literature läuft heute ganz gut, dann steht schon ein Doktorand vor meinem Büro. Hochqualifiziert, scheint mir nach den Papieren, die er vorweist, und sein Supervisor setzt sich auch für ihn ein, aber leider: Er ist Zimbabwer und promoviert in Südafrika, da kann ich wohl nichts für ihn tun. Wir diskutieren ein bißchen über die Situation in Zimbabwe, und am Ende nimmt er immerhin ein paar Informationen über Forschungsaufenthalte in Deutschland mit. Vielleicht wird er ja seine Post-Doc-Zeit in Deutschland verbringen.

Am Abend wieder nach Pretoria. Ein Empfang im Garten der Residenz der Botschafterin. Deutsche Parlamentarier sind in Südafrika und interessieren sich unter anderem für das Bildungssystem. Sie sind gut informiert, einige von ihnen sind geradezu Südafrika-Kenner. Nachdem ich meinen üblichen

Empfangs-Drink, Campari Soda, getrunken habe, bin ich trotz Arbeitstag und Fahrt wieder fit. Hier treffe ich genau die Leute, die sonst oft schwierig zu erreichen sind, weil sie wie ich einen vollen Terminkalender haben, und hier läßt sich vieles ganz lokker besprechen, was sonst komplizierter wäre. Nach dem zweiten Campari schaue ich schon ganz entspannt in den Sternenhimmel, der trotz der Lichter von Pretoria dreidimensional ist und die Milchstraße zeigt, und ich freue mich, daß ich nicht in irgend einem Büro im trüben winterlichen Deutschland sitzen muß. Ich möchte mit nichts und niemandem tauschen.

Diesmal bin ich erst um elf Uhr abends zu Hause, und mein Sohn schläft schon. Auf dem Wohnzimmertisch liegt sein Französischtest. Na ja, leidlich gelaufen. Und morgen ist der Kurs der Second Years German: Dürrenmatts „Physiker“ dran. Wird schon gut gehen, obwohl – ich hatte ja eigentlich noch ein Thesenpapier zur Diskussion schreiben wollen... Ich schalte die elektronische Alarmanalage an und gehe ins Bett. Wieder ein Tag vorbei.

Tajewo und seine Brüder

Es war einmal ein Junge, der Tajewo hieß. Er war Maasai und lebte im Maasailand. Tajewos Vater, eine raffinierte Person, war bekannt für seine Liebe zu seinen Tieren und seiner Familie, und er war schlau wie ein Hase.

Zu dieser Zeit gab es oft Überfälle von Raubtieren, und so überraschte Tajewos Vater eines Tages einen Leoparden. Diese Leoparden waren Biester, vor denen jeder Angst hatte.

Nach einer langen Nacht mit wenig Schlaf, viel Geschrei und dem Verlust eines Lamms rief Tajewos Vater seine fünf Söhne: Tajewo, Lellia, Naikosiai, Sankale und Kipur. Tajewos Vater schnüffelte seinen Tabak aus dem Tabakbeutel, schwang seinen Wildsauschwanz-Fliegenwedel und sprach: „Meine Söhne, meine Krieger, wenn ihr noch Ohren habt, dann hört. Die Krieger müssen etwas tun. Fünf Krieger in meinem Haus – könnt ihr den Überfällen nicht einen Riegel vorschieben? Krieger haben Ohren, die auch in der Nacht sehen. Ich bin nicht bereit, jedes Mal meine Tiere zu opfern, wenn ein Leopard essen will. Ich verliere keines meiner Tiere mehr, und sei es auch nur ein Lamm! Von heute an werdet

ihr abwechselnd Nachtwache halten. Ihr werdet bis zum Morgen nicht mehr schlafen, ist das klar? Nicht noch einmal, ist das klar?“

„Aiya“, antworteten die Söhne einstimmig.

„Ein Maasaikrieger muß ein guter Mensch sein – tapfer, prächtig, ein großartiger Liebhaber, furchtlos, athletisch, stolz, klug, weise und um die Maasaigemeinschaft besorgt. Seid ihr Krieger?“

„Aiya“, antworteten sie wieder einstimmig.

„Entweder ihr tötet das Biest, oder es tötet euch. Lassen wir den Erstgeborenen, unseren Bahnbrecher, als ersten die Nachtwache tun. Und so geht es weiter, jede Nacht, bis zu unserem Letztgeborenen, dem Schließer. Nochmals: Es darf keinen Schlaf geben bis zum Morgen!“

Während der nächsten zwei Nächte kam der Leopard nicht, denn er hatte noch Fleisch, oder zumindest dachten die Krieger so. Niemand ahnte aber, dass der Leopard nicht kam, weil Leoparden eben unberechenbar sind, und sie töten manchmal sogar nur um des Tötens willen.

Als nun die dritte Nacht herankam, erschien der Leopard um acht Uhr, als die Krieger noch beim Abendessen waren. Er kam ganz unerwartet, und niemand war auf Wache. Die fünf Krieger rannten dorthin, wo sie die erschrockene Herde hörten. Unglücklicherweise war der Räuber wieder blitzschnell gewesen und hatte bereits ein weiteres Lamm genommen.

Tajewos Vater war darüber sehr erbost. Dennoch konnte er niemandem die Schuld an diesem Verlust geben, denn jeder war von dem Überfall überrascht worden. Er entschloss sich, den Krieger zu bestrafen, indem er ihm zwei Tage lang kein Essen geben würde. Wenn aber Tajewos Vater ihn für etwas bestrafte, was er nicht getan hatte, was sollten dann die Söhne als Bestrafung erwarten, falls einer von ihnen seine Pflicht nicht erfüllte? Sie wußten, sie würden sich alle wünschen, sie wären nicht geboren, denn die Strafe würde hart sein.

Normalerweise bestrafte Tajewos Vater den schuldigen Sohn, indem er dessen Körper Schmerzen zufügte und seine Kühe zu einem Freund oder Verwandten weggab. In diesem Fall aber, das wußten sie, würde die Strafe statt der üblichen einen Kuh fünf oder sechs Kühe betragen. Folglich schwor jeder, seine Aufgabe bestmöglichst zu erfüllen, die Herde bestmöglichst zu schützen und vor allem den Befehlen des Vaters zu folgen.

Zwei Monate danach kam der Leopard wieder einmal, aber nachdem er entdeckt hatte, wie aufmerksam die Krieger waren, verließ er das Dörfchen, um Tiere zu jagen, die nicht so aufmerksam bewacht waren wie die Gazellen oder andere Herden im Kral. Zwar waren die Krieger die ganze Zeit über vorsichtig, aber da die Überfälle so lange ausgeblieben waren, hoben sie schließlich die Wache wieder auf.

Wenn ein Krieger, der zu den Wachposten gehörte, mit einem Mädchen sein wollte, würde er einen seiner Brüder bitten, statt seiner auf Wache zu gehen, natürlich unter der Bedingung, dass er später dessen Wache übernehmen würde. Diese Abmachung funktionierte zu ihrer Zufriedenheit. Sie hielten es so, ohne dass ihr Vater davon wußte.

Nun kam der Tag, an dem Tajewos Bruder Naikosiai mit der Wache an der Reihe sein sollte. Naikosiai bat Lellia, seinen Bruder von derselben Mutter, der Honigfrau, ein Bruder, der mit ihm in demselben Bauch Platz gehabt hatte, statt seiner auf Wache zu gehen. Er wollte mit seiner Freundin sein, die er in zwei langen Jahren nicht einmal gesehen hatte. Diese Freundin war in einen Kral gezogen, fünf Meilen von Naikosiais Kral entfernt, und hatte ihm früh an diesem Tag ein Armband geschickt zum Zeichen ihrer Liebe. Lellia war einverstanden.

Nach den alltäglichen Abendverrichtungen ging Lellia auf Wacht. Bald darauf machte sich Naikosiai auf den Weg.

Wäre der Mond aufgestiegen, hätte es Versteckspiele hinter den vereinzelten, vom Wind gefegten Wolken gegeben, aber er war nicht aufgestiegen. Die Krieger in Naikosiais Kral sangen den Mädchen ein großes Trara, und später beschlossen sie, sich voneinander zu trennen und schlafen zu legen, da sie ermüdet waren. Auch Lellia auf seinem Wachposten schlief wie ein Stein.

Er hatte etwa vier Stunden lang wie ein Toter geschlafen, als ihn Geräusche aufschreckten. Er beeilte sich sehr, um zu sehen, woher die Geräusche kämen und zu sehen, ob der Leopard zurückgekommen wäre. Noch ehe Lellia auf den Beinen war, hatte der Leopard bereits blitzschnell sein Essen geholt. Nur der Leopard fand Gnade vor den Augen der Natur. Lellia sah fast nichts und stand fassungslos da.

Die laut schreiende Stimme von Tajewos Vater, lauter als je zuvor, rief Naikosiai, denn der Vater wußte, Naikosiai war an der Reihe, die Herde zu bewachen. Lellia antwortete, aber sein Vater erkannte, dass dies die Stimme von Lellia und nicht die von Naikosiai war.

„Lellia, Lellia!“, rief sein Vater.

„Ja, Vater“, antwortete Lellia.

„Wo ist Naikosiai?“

„Er ist hier, schläft aber.“

„Wecke ihn auf“, drängte der Vater.

Es dauerte nicht lange, bis Lellia zugab, dass Naikosiai doch nicht da war. Der Vater fragte nichts mehr.

Schon unterrichtet über den Vorfall, wachte Tajewo, der Frühaufsteher, auf, um Naikosiai davon zu berichten, damit dieser sobald wie möglich einen ehrwürdigen Älteren finden könnte, der seinen Vater für ihn um Verzeihung bitten würde. Naikosiai war fast am Tor, als er Tajewo sah. Als Tajewo ihm berichtete, was geschehen war, wurde Naikosiais

Gesicht schwarz, als hätte ihn ein Stein ins Gesicht getroffen. Tajewo hatte ihm eine wahnsinnige Angst eingejagt, welche seinen Mut entmutigte und seine Furchtlosigkeit furchtsam machte.

„Nun heraus mit den schlechten Nachrichten“, bat Naikosiai.

„Kosia, der Gott, hat dich verraten, guter Kumpel. Vater weiß bereits alles, und Himmel: Er wird dir einen Fluch schicken.“

„Ist das wahr?“ Naikosiai brachte diese Wörter schmerzhaft gequält über seine Lippen, mit der Betonung auf dem letzten Wort. Auf seinem wunderschönen Gesicht brach der Angstschweiß aus. Er starrte in die Luft. Er schien angeekelt, aber er war mehr erschrocken als verärgert. Sein Speer und die Keule, die er trug, unterstrichen seinen schönen Körper noch. Er stützte sich auf den Speer und sagte nichts. Er dachte: Sein Vater wußte es, Tajewo wußte es, Kipur wußte es, Sankale wußte es, alle wußten es! Was sollte er bloß tun?

Als er seinen Mund wieder öffnete, sagte er: „Mein Gott!“ Tajewo spürte, sein Bruder wäre am liebsten spurlos verschwunden. Das tat Tajewo leid, denn er selber hatte schon oft solche Qualen mit seinem Vater ausgestanden. Ehe Tajewo seinen Bruder beriet, wer ihm helfen sollte, denn Naikosiais Gehirnchen schien leer zu sein, fiel ihm dessen Keule plötzlich aus der Hand. Tajewo brach in Lachen aus, denn

Kinder im Sudan

Naikosiai war sehr erschrocken. Für eine Weile lachte Naikosiai mit ihm. Ihre Augen waren in Tränen aufgelöst, als sie endlich damit aufhörten. Tajewo forderte Naikosiai im Spaß auf, nun seinen Speer fallen zu lassen, damit er wisse, dass Naikosiai kapituliert hatte. Sie lachten wieder, bis ihnen die Bäuche weh taten. Als sie wieder zur Besinnung kamen, arbeitete die Zeit bereits gegen sie. Die Gemeinschaft wachte schon auf. Die verschiedenen Morgenverrichtungen begannen. Die beiden sahen ihren Vater, wie er aus seinem Haus kam. Tajewo empfahl Naikosiai wegzulaufen und ihren Ältesten, Papai, zu finden, um ihn zu konsultieren. Ihr Vater hatte Respekt vor ihm – dem Ältesten Papai. Um seines Vaters Blick auszuweichen, wandte sich Naikosiai ab und rannte das Tal hinunter zu Papais Kral. Nach kurzer Zeit war von ihm nichts mehr zu sehen außer dem gelegentlichen Aufleuchten des Speers.

Naikosiai erreichte Papai fast atemlos. „Eile mit Weile, mein Sohn! Was gibt es denn? Etwas von deinem Vater? Sprich …“ Naikosiai unterbrach ihn und erklärte ihm, was geschehen war. Er bat ihn, ihm zu Hilfe zu kommen und ihm zu ersparen, seines Vaters verzehrenden Ärger ertragen zu müssen. Papai sagte, er solle warten, bis er seine Herde auf das Weideland getrieben hätte, denn nur dann könne er ihn zu seinem Vater begleiten. Bald danach gingen die beiden davon und nahmen Kurs auf seines Vaters Kral. Der Weg schien so lang, als hätten sich die Häuser vom Platz wegbewegt.

Papai versuchte, Naikosiai seine Empörung wegen dessen Verhalten nicht zu zeigen. Er versuchte, die Spannung zwischen den beiden zu verringern, indem er bemerkte: „Manchmal ist menschliches Schicksal amüsant". Naikosiai murmelte Zustimmung, und sie gingen weiter. Als sie in die Nähe des Krals kamen, sahen sie Tajewos Vater, wie er vom Weideland zurückkam.

„Du Vollidiot, ich werde dich …", brüllte er wütend.

„Färse!", sagte Papai.

Tajewos Vater war bewußt, dass Naikosiai Papai mitbrachte, um nicht bestraft zu werden. Er sagte zu Papai: „Bei allem Respekt, ich muss in diesem Fall einen Kompromiss mit dir schließen. Ich bin sehr bestürzt über meinen Krieger und hatte vor, den Vollidioten, der dich begleitet, zweimal zu bestrafen. Nun, weil er mit dir gekommen ist, um Verzeihung zu bitten, bestrafe ich ihn nur einmal."

Papai dachte darüber nach und antwortete dann: „Das ist in Ordnung. Ich stimme dem zu, sobald ich die Art der Bestrafung weiß."

Naikosiais Vater fuhr fort: „Mein erster Plan war, zwei von seinen Kühen zu einem, der Hilfe braucht, zu geben, oder sie auf dem Markt als Fleisch zu verkaufen. Diesen ersten Plan werde ich fallen lassen, jetzt, da du gekommen bist. Die zweite Strafe, die ich über dieses unwürdige Kind verhängen wollte, ist, ihm Vernunft einzubläuen. Diesen zweiten Plan werde ich jetzt ausführen, und ich möchte, dass du dir alles genau ansiehst."

Naikosiais Vater war zornig wie ein Löwe. Er ging auf den Krieger zu mit seinem hoch erhobenen Stock und begann, Naikosiai so hart wie möglich zu schlagen. Papai empfahl Naikosiai, nicht davonzulaufen und zu warten, bis seines Vaters Ärger verraucht wäre. „Warte, bis er mit dir fertig ist, mein Sohn", riet er. Wieder und wieder schlug ihn sein Vater mit der Peitsche. Wieder und wieder wollte Naikosiai laut schreien, aber das war ein Tabu für Krieger. Nach einer Weile begann Naikosiai die Schläge seines Vaters mit seinem Speer und seiner Keule abzuwehren. Er fand, sein Vater hätte das Schlagen zu weit getrieben. Die Bosheit von Tajewos Vater hatte sich von den Schlägen genährt, bis der Körper leer war. Als seines Vaters Ärger immer noch zunahm, rannte Naikosiai davon, versteckte sich hinter Papai und sagte: „Bitte, jetzt reicht's mir aber! Bitte, bitte rette mich!" Papai unterbrach ihn. „Färse, genug jetzt."

Tajewos Vater hörte auf und stürmte davon. Er hatte Schaum vor dem Mund, und sein ganzer Leib schlotterte vor Erregung. Papai wartete, bis Naikosiais Vater sich beruhigt hatte. Er ging zu ihm und versuchte, ihn mit einem kühlen Strom von kalten Wörtern von seinem Ärger zu befreien.

„Färse!" Kaum hörbar kam die Antwort. Papai sagte: „Färse, all dies hier tut mir leid, aber du musst wissen, dass

Kinder auch Kinder sind, und sie sind nicht vollkommen anders, als wir in ihrem Alter waren." Tajewos Vater sagte: „Ich glaube, die Kinder von heute sind nicht vorsichtig und haben keinen Respekt vor den Älteren." „Ja", erwiderte Papai, „das ist ganz richtig, aber so ist das Leben. Wie es ist, so akzeptieren wir es. Bitte, verzeih deinem Sohn, nun, da du eine Strafe über ihn verhängt hast und damit sogar Narben in seinem Gesicht hinterlassen hast. Du hast ihn für sein ganzes Leben gezeichnet!" Tajewos Vater antwortete: „Wäre es irgendeiner, der diesen Idioten gerettet hätte, hätte ich Schlimmeres getan. Du weißt, dass ich dich respektiere, deswegen verzeihe ich diesem Dummkopf. Ich gebe dir mein Wort – mein Ehrenwort."

Tajewos Vater verzieh seinem Sohn, nicht weil er ihm verzeihen wollte, sondern weil Naikosiai Papai um Verzeihung bat und Papai im Namen seiner Färse Naikosiai verzieh.

Papai, überzeugt, dass Naikosiai in Sicherheit war, ging zurück zu seinem Kral.

Am Abend rief Tajewos Vater alle Kinder zusammen, damit sie alle hörten, was er zu sagen hätte. Er sagte: „Kinder, die ungehorsam sind, Kinder, die keinen Respekt vor ihrem Vater haben, lohnt es nicht zu haben. Kinder, die mich nicht respektieren und meinen Worten nicht gehorchen, Kinder wie dieser Dummkopf hier, solche Kinder werden aus der Gemeinschaft ausgestoßen! Meine Worte werden nicht vom

Wind verweht, denkt daran! Bald bin ich alt genug, ich werde den meinigen Weg gehen, ihr den eurigen. Ich gebe euch mein Wort darauf. Haltet euch an mein Wort, sonst wird der Fluch zur Pflicht."

Noch viele, viele, viele Jahre danach hielten die fünf Krieger ihr dem Vater gegebenes Wort und versprachen, allen Menschen – jung und alt, Freund und Feind – dieses Erlebnis zu erzählen.

Ein Märchen der Maasai,
aufgeschrieben von Ruth Bett Chepwambok

Heike Edelmann, geb. 1960 in Dresden. Diplomlehrerin für Deutsch und Englisch, Promotion 1994 zur Dr. phil. an der Humboldt-Universität, Berlin. Seit 2000 DAAD-Lektorin an der University of Nairobi, Kenia. Forschungsschwerpunkt: Schreibprozessforschung.

No Problem – Hakuna Matata

Es ist neun Uhr vierzig am Morgen. Ich sitze allein in einem Büro in der 17. Etage des Gebäudes der Nationalbank. Das Büro gehört zum „Kenia National Examinations Council“. Seit neun Uhr dreißig sollten eigentlich vier Deutschlehrer an den Deutschprüfungen der Sekundarschulen für das nächste Jahr arbeiten. Keiner da. Nur ich. Zu spät und abgehetzt, durch den Stau geschlängelt, vorbei an frechen Matatufahrern, deren Matatus „No Pain – No Gain“ oder „My God is able“ heißen (der Unfallstatistik bei Matatus nach eine glatte Übertreibung), durch den trommelnden Regen, schließlich in einen Parkplatz eingewiesen von einem Straßenjungen, der für ein kleines

Trinkgeld auf's Auto aufzupassen verspricht. Die Abteilungsleiterin kommt ins Büro, ich sehe sie fragend an, wissen Sie etwas ... immer dieses Zuspätkommen. Wieso zu spät kommen, die Kollegen sind bestimmt noch unterwegs, bis zehn Uhr werden sie doch da sein, nein, also die Deutschlehrer sind doch so pünktlich, fleißig, gut organisiert und selbständig – ganz wie die Deutschen. Sie sollten mal die Lehrer der anderen Sprachen sehen ... (welcher, lasse ich zwecks Erhaltung guter Beziehungen innerhalb der Europäischen Union lieber offen).

Selbst wenn sich ganz Deutschland bis mittags in den Betten lümmeln würde, an den über uns verbreiteten stereotypen Vorstellungen würde sich nicht so bald etwas ändern – und sehen wir selbst uns nicht auch ganz gern hin und wieder so, zumindest im Vergleich zu den weniger gut organisierten, weniger fleißig arbeitenden und unpünktlicheren Vertretern anderer Nationen? Allerdings schränke ich ein: Die meisten Menschen, die ich kenne, lieben solche Stereotype wegen ihres hohen Erzählwertes, betrachten die Wirklichkeit jedoch wesentlich differenzierter.

Was unsere kenianischen Deutschlehrer betrifft, lässt sich über die Frage spekulieren: Zieht es einen speziellen Typ Kenianer zum Studium der deutschen Sprache, oder ist der kontinuierliche Umgang mit Deutschen, zum Beispiel DAAD-Lektoren, Mitarbeitern des Goethe-Instituts, deutschen Kollegen bei Aufenthalten in Deutschland, so prägend, dass eine gewisse Verschiebung von Wertvorstellungen und Einstellungen zu beobachten ist (zumindest für andere Kenianer)?

Pünktlichkeit und Fleiß schreibt man uns gern zu. Es bedarf aber nicht der Böllschen „Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral", um darüber zu grübeln, ob dies unbedingt erstrebenswerte Werte sind. (Wir erinnern uns: Der Tourist gibt dem einheimischen Fischer, der in der Sonne liegt, den Rat, mehrmals aufs Meer zu fahren, mehr zu fangen, um mehr zu verkaufen und schließlich in der Sonne liegend ausruhen zu können – worauf der Fischer einwendet, dass er eben letzteres doch schon jetzt tue.) Für O., Professor für Philosophie an der Universität Nairobi und DAAD-Alumnus, ist zumindest die deutsche Pünktlichkeit nur ein Streßfaktor, den es zu vermeiden gilt – privat und im Beruf. Man will ja keinen Herzinfarkt riskieren. Auf dem diesjährigen Alumni-Treffen, das vom Goethe-Institut und den DAAD-Lektoren organisiert wurde, verriet er mir, dass er es lieber mit der BMT hält (Black Man's Time – was wohl wiederum eine stereotype Vorstellung wäre, denn gewiß nicht alle Afrikaner empfinden Pünktlichkeit als überflüssigen Luxus).

Aber auch unsere deutsche Geschichte holt uns hier ein. Im Seminar zur Geschichte des 20. Jahrhunderts ist das Thema, das die Studenten regelmäßig am meisten interessiert, die Geschichte des Nationalsozialismus. Davon hat man schon gehört. Nicht immer viel, nicht immer sehr Genaues, oft nur Oberflächliches. Mein Nachbar auf dem Universitäts-Grundstück,

Es ist nicht nur das Lehren. Es ist auch ein immenses Lernen. Das ist es, was die Zeit als DAAD-Lektorin zu so einer besonderen und intensiven Zeit macht – einer Zeit, die ich trotz aller Schwierigkeiten und Herausforderungen nicht missen möchte.

Heike Edelmann, Kenia

auf dem wir in einer Maisonette-Wohnung wohnen, sprach mich an, als wir neu eingezogen waren. Deutsche sei ich also, wie viele Kinder ich denn hätte (er habe acht, als Luo müsse man eine große Familie haben!), ach so, einen Sohn – ah ja, einen kleinen Hitler also. Fand er wohl einfach nur lustig, mir fehlten die Worte. Damit macht man bei uns aber nun wirklich keine Witze, damit gehen wir gewiß nicht locker um – und das mir, wenn mein Sohn das wüßte…

Um noch einmal zurückzukommen auf die Böllsche Anekdote: Ich sehe mich als DAAD-Lektorin nicht in der Rolle des Touristen. Ich möchte es nicht besser wissen. Ich möchte nicht sagen, wie es zu tun ist. Wie wir es machen. Allenfalls möchte ich manchmal Mut machen, etwas zu wagen. Zum Beispiel Kritik oder offene Kontroverse, wenn nötig auch gegenüber denen, die mehr Macht haben oder in der Hierarchie höher stehen. Das ist hier nicht üblich. Willkür und undurchschaubare Konsequenzen sind zu befürchten. So versucht jeder, für sich das beste aus der Situation zu machen. Ein Lieblingswort der Kenianer ist „Jeder für sich allein, und Gott für uns alle“. Bei uns heißt es – oder hieß es? – „Einer für alle und alle für einen“. Davon erzähle ich den Studenten. Und verbinde eben doch oft genug Forderungen damit. Nach Offenheit und Diskussion. So sehen die Studenten mich vielleicht doch in der Rolle des Touristen?

Aber es ist doch beeindruckend, wenn man im Literaturgeschichte-Seminar ziemlich ausführlich über die Epoche der

Aufklärung gesprochen hat: „Ausgang der Menschen aus der selbst verschuldeten Unmündigkeit". Und dann von den kenianischen Studenten kommt: Das machen wir ja auch gerade, wir haben gerade zum ersten Mal erlebt, dass unsere Wahlstimme etwas verändern kann, wir haben uns eine neue Regierung gewählt – wir werden mündig, befreien uns von einer korrupten Elite, das hat doch was mit Aufklärung zu tun!? Wir machen Schluß mit der Korruption und fangen damit mal bei uns selber an: Nie mehr „Kitu kidogo", etwas Kleines – Bestechungsgeld eben, nicht mehr für den Polizisten, nicht mehr, um einen Paß zu bekommen, nicht mehr, um einen Studienplatz zu ergattern. Denn wir haben begriffen, dass dies das Land ruiniert hat.

Fremdheit drückt sich vielleicht in stereotypen Vorstellungen aus, sehr deutlich wird sie jedoch in der Literatur. Beim Besprechen literarischer Texte in den Seminaren, auch der Gegenwartsliteratur, bin ich manchmal überrascht, wie viel gerade den Studenten im Undergraduate-Bereich fremd und unverständlich bleibt, wie viel in den Texten sich ihnen gar nicht erschließt ohne ausführliche Besprechung und Erklärung. Das Element des Surrealen zum Beispiel in Irmtraud Morgners Text „Die Heiratsschwindlerin". Manchmal lassen sich solche Rezeptionsprobleme bei aller Erfahrung nicht voraussehen, sie scheinen aber zum Teil wenigstens der großen Distanz zwischen unserer mitteleuropäischen und der afrikanischen Kultur geschuldet zu sein. Was aber viel interessanter

ist für den Unterricht: Literarische Texte laden oft ja zum Vergleich ein. Margarete Neumanns Text „Der Tänzer" über einen unangepaßten einzelgängerischen Mann in einem Dorf forderte die Studenten geradezu heraus, sich vorzustellen, zu welchen Sanktionen ein solches unangepaßtes Verhalten in der kenianischen dörflichen Gesellschaft führen würde. Toleranz – erinnert sei an die Aufklärung – gegenüber dem Andersartigen ist nicht unbedingt verbreitet, eher wird es verfolgt oder wenigstens verlacht.

Unsicheres Lachen, verschämtes Lachen, fröhliches Lachen, oft auch über sich selbst, gehört für mich sehr eng zu Kenia. Neulich im Unterricht sahen wir einen Film über die „Hamburger Tafel", ein Projekt, dass es aus gutem Grund (oder eher schlechtem) mittlerweile deutschlandweit gibt – nicht verbrauchte Lebensmittel werden eingesammelt und an Bedürftige ausgegeben, die Reste der Wohlstandsgesellschaft an die Armen verteilt. Aufgabe der Studenten war es, ein gleichartiges Projekt zu konzipieren: die „Nairoibi Tafel" – denn auch hier gibt es Luxus und eine Oberschicht, die mehr hat, als sie braucht, und Bedürftige, Straßenkinder und -familien vor allem. Diese Aufgabenstellung könne er nicht bearbeiten, meinte A., unser sudanesischer Student. Was, meine schöne Aufgabe schon gescheitert, bevor sie überhaupt bearbeitet wurde? Weshalb denn? Weil ein solches Projekt in der kenianischen Gesellschaft überhaupt nicht funktionieren könne! Wieso das denn?

Weil alle Kenianer kommen würden, wenn es etwas kostenlos gäbe – egal ob bedürftig oder nicht. So sehe er das. So weit hätte er die kenianische Gesellschaft schon kennengelernt. Ist es nicht unangemessen, das so deutlich zu sagen? Nein, meinten die kenianischen Studenten. Er hätte ja recht, das könnte so passieren, man müsse das Projekt so entwickeln, dass dies verhindert würde. In Deutschland scheine das aber kein Problem zu sein. Und ein verlegenes Lachen in den Gesichtern.

Wie wahrscheinlich in den meisten Ländern der Welt wird hier weniger direkt, offensiv und erst recht konfrontativ miteinander kommuniziert, als es uns Deutschen miteinander erträglich erscheint. Oft nur versteckt wird Kritik geäußert, als Frage: Why don't you ... Warum machst du es nicht lieber so oder so? Diese Frage ist jedoch universell einsetzbar, auch als Eingeständnis, etwas noch nicht geschafft zu haben und dafür um Nachsicht zu bitten: Why don't you ... Warum kommst du nicht am Mittwoch? Ja, aber ich sollte doch heute, am Montag kommen! Ja, aber warum kommst du nicht am Mittwoch wieder ... Es ist nicht immer ganz leicht, die Fassung zu bewahren, wenn über meine kostbare und rare Zeit so von anderen verfügt wird. Aber die Fassung zu verlieren, laut zu werden, bedeutet hier nur Gesichtsverlust – und dann geht (fast) gar nichts mehr.

Wegen der langen Postwege passiert es häufiger, dass die Telefonrechnungen zu spät kommen – und wer zu spät bezahlt, dem wird nach einer guten Woche das Telefon abgestellt. Mit der Quittung in der Hand kann man aber versuchen, dann doch die Abstellung zu verhindern. Ganz kenianisch wird einem dann aber vielleicht vorgeschlagen, Why don't you ... Warum warten Sie nicht, bis das Telefon abgestellt ist und kommen dann mit einer Kopie der Quittung – die Listen zur Abstellung sind gerade geschrieben ... Ja, dann ändern Sie doch diese Liste – die Rechnung ist ja nun bezahlt! Das geht nicht. – Wieso, die Listen werden von Menschen geschrieben, also können sie wohl auch von Menschen geändert werden! Mh, na gut, dann gehen Sie dort an den Schalter und lassen Sie das registrieren.

Da bleibt nur manches Mal zu sagen „No problem", oder auf Suaheli: Hakuna Matata, das mache ich doch gern.

Ich lebe seit fast drei Jahren in Kenia. Die Zeit hier hat mich mindestens so geprägt im Hinblick auf ein besseres Verstehen des anderen, der kenianischen Gesellschaft und Kultur, auf Strategien und Fertigkeiten im Umgang mit ihr, wie dies vielleicht bei einigen kenianischen Studenten von mir angeregt werden konnte. Ein besseres Verstehen des Anderen, der deutschen Gesellschaft und Kultur. Es ist also nicht nur das Lehren. Es ist auch ein immenses Lernen. Das ist es, was die Zeit als DAAD-Lektorin zu so einer besonderen und intensiven Zeit macht – einer Zeit, die ich trotz aller Schwierigkeiten und Herausforderungen nicht missen möchte.

Ratschläge für einen schlechten Matatufahrer

Du stehst am Morgen an der Endstation und willst in die Stadt fahren. Stell die Stereoanlage so laut wie möglich, damit niemand den anderen verstehen kann. Die Leute kommen und nehmen dein Matatu[1]. Die laute Musik wird ihnen sehr gefallen.

*

Verlaß die Endstation nicht. Die Leute genießen es zu warten und zu spät zur Arbeit zu kommen.

*

Dein Matatu ist voll. Fahre immer noch nicht los. Du brauchst noch Leute, die stehen können, die andere Passagiere stören und ihnen auf die Füße treten.

*

Auf dem Weg in die Stadt: Fahre wie ein Wahnsinniger, sehr schnell und unvorsichtig. Die Leute nehmen sich lieber das Leben als die Zeit. Ein guter Fahrer sollte so fahren.

1 Ein Matatu ist ein Kleinbus (meist Toyota-Van) mit ca. neun Sitzplätzen, dazu kommen der Fahrer und ein bis zwei Manambas („Schaffner", die das Geld einsammeln) – die Höchstzahl an Passagieren, die ich bei Matatufahrten erlebte, waren 17 plus Personal.
Heike Edelmann

Das Matatu ist voll, halte aber trotzdem an jeder Station, auch wenn niemand aussteigen will.

*

Gibt es einen Verkehrsstau, überhole alle Autos, fahre auf der falschen Straßenseite oder auf einer anderen Nebenstraße. Achte nicht auf die Verkehrsregeln oder auf die Menschen auf der Straße.

*

Hast du einen Verkehrsunfall, verlasse das Matatu so schnell wie möglich und verschwinde für immer. Du bist ein kluger Fahrer.

*

Siehst du die Verkehrspolizei, während du falsch fährst, komme wieder auf die Straße, ohne auf die anderen Autos aufzupassen. Alle Autos haben schließlich Bremsen.

*

Lass dich von dem Verkehrspolizisten nicht wegen falschen Fahrens aufschreiben: Gib ihm etwas Geld und fahre zügig weiter.

*

Hat es geregnet oder regnet es, verdopple den Fahrpreis, nutze deine Chance, verdiene mehr Geld.

Ahmed Adouma Adam

Ratschläge für einen schlechten Lehrer

Komm nie mit einem Lächeln in den Unterricht,
sondern schneide immer die gemeinste Grimasse, die du
schneiden kannst. Lächeln können die Schüler in der Pause!
Der Unterricht ist zum ernsthaften Lernen da!

*

Erkläre den Unterrichtsstoff nie eindeutig –
wozu bist du denn Lehrer? Den Schülern sollte klar
werden, dass du alles weißt und sie nichts;
und dass sie nie etwas verstehen werden – wie du.

*

Rede nie zu den Schülern, sondern immer zur Tafel –
auf diese Weise finden sie gute Gelegenheit, bewundernde
Zettel über dich untereinander auszutauschen.

*

Die Namen der Schüler brauchst du nicht zu kennen – wozu?
Da sitzen leere Köpfe, die mit Fakten, Fakten, Fakten gestopft
werden müssen. Was haben denn ihre Namen damit zu tun?

Aufsätze müssen immer, immer, immer sechs Seiten
lang sein, nicht eine Zeile länger, nicht eine Zeile kürzer.
Der Titel des Aufsatzes muss überall im Aufsatz
wieder und wieder zu finden sein, damit du, der Lehrer,
dich wieder an das Thema erinnern kannst.

*

Spielchen im Unterricht? Wage es nie, sonst denken
die Schüler, du bist zum Kumpel geworden –
und das gehört sich einfach nicht, Distanz,
immer Distanz – je größer, desto besser.

*

Diktiere so oft wie möglich und so schnell wie möglich –
die Schüler haben das gern, denn so können sie
ihre Schreibgeschwindigkeit verbessern.
Das macht sie wirklich klug.

*

Zum Schluss: Sieh zu, dass du die Arbeiten nie
rechtzeitig zurückgibst. Ein Tisch voller unkorrigierter
Arbeiten riecht nach Fleiß und Engagement.
Also Hefte sammeln und behalten!

Victoria Oketch Oluoch

Marcel Sommer, geb. 1970 in Speyer. Promotion 2000 zum Dr. phil. an der Universität Mainz mit einer Arbeit zu „Verfahren der Kritik an essentiellen Traditionskonzepten im Roman des subsaharischen Afrika“. Seit 2001 DAAD-Lektor an der Université d'Abomey-Calavi, Benin. Forschungsschwerpunkte: Afrikanische Literatur, Deutsch-Afrikanische Literaturbeziehungen.

Beim Elefantenkönig

In Comé gabelt sich die asphaltierte Straße. Man kann weiter nach Grand Popo und Lomé fahren oder ins Landesinnere in Richtung Lokossa. Diese Route kenne ich nicht so gut. Der Zustand der Straße bleibt unverändert gut, im Abstand von einigen Kilometern weisen Warnschilder darauf hin, dass sie hin und wieder von Flusspferden überquert wird. Aber wohl nicht am späten Vormittag. Unser Ziel ist Toviklin, der Geburtsort meines Chefs hier in Benin, des Leiters der germanistischen Abteilung an der Universität. Es ist für mich die erste Einladung „ins Dorf“ und somit ein großer Tag in meiner Dozentenkarriere. Alle möglichen Verdienste um Forschung, Lehre und Verwal-

tung zählen in Afrika nicht wirklich, wenn man die zwischenmenschlichen Beziehungen zu Kollegen und Vorgesetzten nicht pflegt. Die Flasche Sodabi, das Neujahrsgeschenk vom Chef, war da sicherlich ein erstes gutes Zeichen; dass ich das fünfundfünzigprozentige Gebräu und seinen unverwechselbaren sanft-milden Geschmack in den höchsten Tönen gelobt habe: ein weiterer Schritt in die richtige Richtung. Und jetzt, heute habe ich es anscheinend geschafft: Ich gehöre dazu. Der heutige Besuch hat zudem einen besonderen Anlass: Mein Chef ist seit kurzem nicht mehr nur Germanistikprofessor, sondern in Personalunion auch noch Bürgermeister seines Dorfes beziehungsweise der zugehörigen Verbandsgemeinde. Gerade haben wir wieder eins von den „Vorsicht Flusspferd!"-Schildern passiert, vielleicht muss ich deshalb an die Figur des Béma aus Ahmadou Kouroumas zweitem Roman denken, der mit dem besonderen Segen seines dickleibigen Totemtiers in seiner sumpfigen Heimat um die Gunst der Wähler wirbt. Wie dem auch sei, wir sollen den Chef an seiner neuen Wirkungsstätte sehen. Wir, das sind ein deutscher Gastprofessor, der Benin seit dreißig Jahren eng verbunden ist, und ich.

Der Gastprofessor kennt in Benin Hinz und Kunz und ist natürlich schon vor unserer Ankunft über die wichtigsten Neuigkeiten informiert. So soll der Bruder vom Chef vor kurzem Titel und Würde eines Königs errungen haben, und das in einer Ethnie, die die Institution Monarchie niemals gekannt hat.

Schon wieder muss ich an ein Buch denken. Hobsbawm und Ranger lassen grüßen, die Erfindung von „Traditionen". Alles schön und gut, meint der Gastprofessor, aber er hoffe doch, die Beteiligten selbst dazu hören zu können, die beiden Brüder stünden seit Jahrzehnten schon in einem gewissen Konkurrenzverhältnis, und jetzt wird innerhalb kürzester Zeit der eine König und der andere Bürgermeister …?

Im Dorf gibt es dann zunächst Szenen großer Wiedersehensfreude: Der Chef und der Gastprofessor haben sich dieses Jahr noch gar nicht gesehen, und auch der alte Vater vom Chef sitzt noch genau unter dem selben Mangobaum, wo er letztes Jahr den Gastprofessor verabschiedet hat. Eine gute Gelegenheit, die mitgebrachten Geschenke zu übergeben. Der König allerdings ist heute leider noch nicht gesehen worden. Als wir aber nach einem Gang durchs Dorf mit Besichtigung des Bürgermeisteramtes und des Dienstfahrzeugs zurückkommen, ist er auch da. Das ist übrigens schon von weitem sichtbar: Vor dem Haus parkt ein 190er Mercedes, auf dessen Nummernschildern steht „Seine Majestät der König." Sonst nichts. Die beninisch-togoische Grenze passiere er damit völlig problemlos, erklärt man mir.

Der König ist älter als sein Bruder, der Germanist, zierlicher, wirkt fast zerbrechlich. Sein ganzes Wesen strahlt eine große Freundlichkeit aus. Sein Blick ruht wohlgefällig auf meinem Hemd mit Elefanten in verschiedenen Farben sowie auf dem

Wer dem Elefanten folgt,
den kann das hohe Gras nicht
auf seinem Wege aufhalten.

Sprichwort in Benin

kleinen goldenen Elefantenanhänger, den ich an einem Kettchen um den Hals trage. Er freut sich aufrichtig, als er erfährt, dass dies kein reiner Zufall ist, sondern ich vielmehr ein großer Elefantenfreund bin. Da haben wir eine Gemeinsamkeit zwischen uns entdeckt. Er hat den Elefanten sogar zu seinem offiziellen Wappentier erklärt, denn, so zitiert er den Volksmund: „Wer dem Elefanten folgt, den kann das hohe Gras nicht auf seinem Wege aufhalten." Er führt noch einige weitere Sprichwörter an, die zeigen, dass der Elefant das ideale Emblem für einen guten König ist, freundlich und dabei noch stärker als selbst das Flusspferd. Ich kann ihm nur uneingeschränkt zustimmen. Er gibt seinem Chauffeur einen Wink, und dieser hilft ihm, das Elefantenzepter und den großen Elefantenumhang aus dem Auto zu holen, beides prachtvoll gearbeitete Stücke. Ich bin sehr beeindruckt und fast ein wenig neidisch. So etwas hätte ich auch gerne.

Nun aber mischt sich der Gastprofessor ins Gespräch und fragt, wieso die Adja, die doch jahrhundertelang keine Könige gehabt hätten, jetzt plötzlich doch …? Der Elefantenkönig zögert ein wenig, spielt mit seinem Zepter und sagt schließlich, es stimme nicht ganz, dass die Adja nie Könige gehabt hätten, sie seien nur während langer Zeit von den Königen der Nachbarvölker sozusagen mitbetreut worden, und das sei auf die Dauer ein wenig beschwerlich geworden, immer so ein langer Weg zum König, der noch dazu gleichzeitig der König für alle

möglichen Fremden sei, nicht wahr. Und wenn die modernen Strukturen sich jetzt dezentralisierten, warum die traditionellen nicht auch? Unser Gesprächspartner gefällt mir immer besser: Ich mag Elefantenkönige im allgemeinen und ganz besonders solche, die ihre Legitimität aus ihrer dezentralen Bürgernähe beziehen.

Das Angebot einer Palastbesichtigung nehmen wir natürlich mit Freuden an. Auf dem Weg erzählt unser Gastgeber Näheres darüber, wie er König geworden ist. In jüngeren Jahren hatte er Pharmazie studiert und danach einen Posten im Gesundheitsministerium bekleidet. Aber das war nicht seine Bestimmung, es sei bestimmt auch kein Zufall gewesen, dass er dann schwerkrank geworden sei. Seit er seiner Berufung zum König gefolgt sei, gehe es ihm wieder richtig gut. In der Tat: Der Gastprofessor, der ihn ja von früheren Besuchen her kennt, hat es vorhin kaum glauben können, ihn in derart guter Verfassung wiederzusehen. Indessen nähern wir uns einem Rohbau, der mir schon früher aufgefallen ist, erstens weil er mit vier Stockwerken wahrscheinlich das höchste Gebäude in mindestens fünfzig Kilometer Umkreis ist, und zweitens wegen seiner vielen Balkönchen, Balustraden und Erkerchen. Kein Stockwerk ist wie das andere. Es ist mir wohl anzumerken, wie beeindruckt ich bin, jedenfalls erklärt der Elefantenkönig, dass ihm dieses Haus zwar auch gehöre, es sei aber nicht der Palast. Er habe es für seine Kinder gebaut, denn die Grundstücke würden in der Gegend so knapp, dass er nicht jedem seiner acht Kinder ein gutes Grundstück hinterlassen könne, und so habe er sich entschlossen, in die Höhe zu bauen, dann bekäme später jedes Kind einfach ein Stockwerk und es gebe keinen Streit. Das Fundament jedenfalls sei für bis zu acht Stockwerken ausgelegt. Aha. In den Augenwinkeln des Elefantenkönigs glaube ich die Spur eines mokanten Lächelns zu sehen, vielleicht über den yovo, der gerade um sein westafrikanisches Neuschwanstein betrogen worden ist? Da ich sowieso gerade an König Ludwig denken muss, lasse ich den Blick über das endlose grüne Hügelland schweifen (kaum zu glauben, dass hier die Grundstücke knapp werden!) und stelle mir einen Walhalla-Tempel voller Rüssel aus weißem Marmor vor. Aber gleich untersage ich mir solche albernen Gedanken selbst, denn ich bin mir nicht mehr sicher, bis zu welchem Punkt der König mich durchschaut. Der Palast jedenfalls ist ein wellblechgedecktes Haus direkt neben dem Wolkenkratzer, das sich in nichts von den umliegenden unterscheidet, außer dass der Haupteingang von zwei hölzernen Elefanten geziert wird.

Einen weiteren Unterschied bemerke ich gerade noch rechtzeitig: Der Eingang wird in Brusthöhe durch einen Eisenträger versperrt, das muss so sein, damit jeder das Haus des Königs in gebückter Haltung betritt, wie es sich gehört. Im Thronsaal steht außer dem Thron auch noch ein weiterer Holzelefant, etwa einen Meter hoch. Der Elefantenkönig streichelt ihm über den

Voltainsel, Togo

Kopf, ich tue es ihm gleich und rubble ihn dann noch hinter den Ohren. Auf den fragenden Blick des Königs hin erkläre ich, dass alle Elefanten das sehr gerne haben, weil es die einzige Stelle ist, wo sie mit ihrem Rüssel nicht gut hinkommen, um sich gegebenenfalls zu kratzen. Das hat der König schon gewusst, aber er ist angenehm überrascht, dass ich es auch weiß.

Der Elefantenkönig erklärt uns dann die besondere Verantwortung, die auf ihm als dem ersten König seiner Dynastie lastet: Wenn die königliche Würde viele Generationen überdauern soll, dann muss der Begründer des Königshauses ein über jeden Zweifel erhabenes Zeichen wundertätiger Kraft und göttlicher Bestimmung liefern, das wird einfach erwartet. Seine königlichen Kollegen, die vor Jahrhunderten in Abomey und Allada jeweils langlebige Dynastien begründeten, hätten das Problem gelöst, indem sie sich nach ihrem Tod verwandelt hätten, der eine in einen Termitenhügel, der andere in einen kleinen Fluss. In beiden Fällen sei der Leichnam unauffindbar gewesen. Im Prinzip sei so etwas ja kein Problem, meint der König, bricht ab, schaut nachdenklich durch den Thronsaal, trommelt gedankenverloren mit dem Zepter auf die Armlehne des Thrones, nein, wiederholt er, das sei eigentlich kein Problem, nur überlegt er noch, wie später sein Heimgang am besten zu gestalten sei: Ein Termitenhügel, was bringt der eigentlich dem Volk? Er schaut uns fragend an, wir zucken mit den Schultern. Genau, sagt der Elefantenkönig, nichts. Wohingegen ein kleiner

Fluss, da hätte das Volk immerhin Wasser, das sei absolut sinnvoll, da wird man ihn lange in guter Erinnerung behalten. Ja, ein Fluss, so wird er das machen. Ich fühle mich zum ersten Mal heute ein wenig unbehaglich, ich persönlich habe nämlich keine Ahnung, wie es nach dem Tod weitergeht, ich schaffe es allerdings nicht, die zu belächeln, die da genauer Bescheid wissen, vielmehr komme ich mir in ihrer Gegenwart ein bisschen oberflächlich und nichtig vor, eben westlich-materialistisch. Aber auch der Elefantenkönig ist nachdenklich geworden, vielleicht ist seine große Aufgabe ja doch nicht so unproblematisch wie er sagt. Eine Zeit lang schauen wir vor uns hin und sagen nichts, jeder seinen eigenen Gedanken an sein jeweiliges Jenseits nachhängend. Da können uns auch die Elefanten nicht helfen.

Abwechslung kommt in Gestalt von drei kleinen Mädchen, die zwar unter dem Eisenträger durchkommen, ohne sich bükken zu müssen, die aber dem Hofzeremoniell genügen, indem sie sich vor ihrem König flach in den Staub legen und mit der Stirn die Erde berühren, das ganze dreimal hintereinander. Der Elefantenkönig bedeutet ihnen mit einer huldvollen Geste, sich zu erheben, und dann singen sie ein genealogisches Preislied. Es thematisiert die Geschichte vieler Generationen, kann aber erst vor ein paar Monaten entstanden sein. Der König schaut die Mädchen sehr freundlich und, wie mir scheint, ein wenig wehmütig an, seine eigene Familie, die in Cotonou zurückge-

blieben ist, sieht er in letzter Zeit ja weniger, er sagt, ein König müsse zu allererst für sein Volk dasein und sich von persönlichen, familiären Bindungen freimachen. Wieder sieht er ein wenig nachdenklich aus.

Auf dem Weg nach draußen kommen wir an einer wassergefüllten Tonschale vorbei, auf deren Grund ein skelettierter Alligatorschädel liegt. Den brauche er zum Regenmachen, sagt der König, das sei eine seiner Aufgaben. Und das funktioniert? Naja, sagt der Elefantenkönig, seit Amtsantritt hätte er erst eine Trockenheit erlebt, aber da hätte das schließlich schon geklappt. Das satte Grün überall um uns herum scheint ihm Recht zu geben. Auch im Tierreich, sage ich, folgen in Zeiten der Dürre alle dem Elefanten. Er nämlich kann Wasseradern in bis zu eineinhalb Metern Tiefe riechen und sie dank seines Rüssels auch erreichen. Genau, setzt der König hinzu, und dann gräbt er niemals nur für sich, auch für die anderen Tiere fällt immer etwas ab. Genauso ist es: Wir wissen beide ganz genau, warum der Elefant unser Wappen ziert.

Nachdem wir den Palast verlassen haben, meine ich, dass man vom Dach des vielstöckigen Familienhauses doch einen wunderbaren Blick über die gesamte Gegend haben müsse, und ob ich da vielleicht einmal hochsteigen dürfte? Der Elefantenkönig sagt, im Prinzip gern, aber leider sei ihm der Schlüssel zum Treppenhaus abgebrochen. Ich nicke verständnisvoll, glaube das aber natürlich nicht: Wahrscheinlich ein Tabu, dass

Fremde einen Königspalast nicht von oben betrachten dürfen. Der Elefantenkönig schaut mich an, lächelt, zieht einen abgebrochenen Schlüssel aus der Tasche und zuckt nochmals bedauernd mit den Schultern. Er kennt wohl seine interkulturellen Pappenheimer, spätestens seit seiner Studentenzeit in Frankreich.

Wir nehmen herzlich voneinander Abschied und wollen uns unbedingt wieder einmal treffen. Hin und wieder ist der König ja auch in Cotonou. Vor kurzem allerdings habe ich gehört, dass der Elefantenkönig schwer krank sein soll. Er wird es doch nicht eilig haben mit seinem mythenbildenden Weggehen? Oder vielleicht doch nur eines der vielen Gebrechen, die auf unsere Wünsche und Pläne so gar keine Rücksicht nehmen? Ich hoffe, ihn noch einmal wiedersehen zu dürfen, den liebenswürdigen, hintersinnigen Elefanten- und Volksfreund.

Die Taube und die Krähe

Es waren einmal eine Taube und eine Krähe, die nebeneinander lebten. Beide hatten junge Kinder. Eines Tages reiste die Krähe ab, um die Taube zu besuchen, und fand die Taube ihre Kinder stillend.

Sie sagte: „Taube, unser Mädchen, so hast du also schon Kinder bekommen? Das wußte ich nicht. Da wäre ich schon längst gekommen, um dich zu besuchen.“ Die Taube fragte die Krähe: „Wie geht es ihnen – deinen eigenen Kindern?“ – „Sie kränkeln. Odonwe' hat sie befallen und isst sie auf, so dass ihre Augen nur noch Eiter sind. Ich habe sie zu heilen versucht, aber alles vergeblich. Es geht ihnen immer schlechter, und ihre Augen verfallen – kannst du dir das vorstellen? Nachts weinen die Kleinen so jämmerlich im Haus, dass ich nicht schlafe. Kerze, Laterne, Feuer – nichts brennt mehr in meinem Haus, denn sie dürfen kein Licht sehen. Nachts muss ich sie immer wieder nach draußen bringen, damit der Wind ihre Augen kühlt. Erst dann nimmt der Schmerz ein wenig ab. Bitte sag, hast du vielleicht eine Idee, wie …“, fragte die Krähe die Taube.

1 Odonwe ist eine Krankheit, die die Augen angreift.

„Es tut mir leid, von der Krankheit deiner Kinder zu hören“, antwortete die Taube der Krähe. Aber sie wisse leider keine Medizin gegen Odonwe. Jedoch hätte man ihr gesagt, die Henne sei diejenige, die eine wirksame Medizin gegen Odonwe hätte. Doch die Krähe sagte der Taube darauf, dass die Henne ihr die Medizin nicht geben könne, da sie nicht gerade die besten Freunde seien. Als die Taube wissen wollte, warum dies, sagte die Krähe, dass die Henne eines Tages von ihr eine Rasierklinge borgte, um ihre Kinder damit zu rasieren. Nachdem sie ihre Kinder rasiert hatte, verlor sie die Rasierklinge, bevor sie sie der Krähe zurückgegeben hatte. Die Krähe ärgerte sich darüber so sehr, dass sie schwor, die Kinder der Henne überall dort zu fressen, wo sie sie fände, solange die Henne ihr nicht die Rasierklinge zurückgegeben hätte.

„Das ist also der Grund, weshalb ich die Henne immer wieder den Boden aufscharren sehe. So ist deine Rasierklinge also das, was sie sucht.“, verwunderte sich die Taube.

„Sie sucht sie immer noch, sie hat sie noch nicht gefunden. Das ist der Grund, weshalb ich auch immer noch ihre Kinder fangen und essen muss, wenn ich sie finde“, sagte die Krähe zur Taube. „Taube, meine Mitfrau, bitte suche Medizin für mich. Ich weiß, dass du Medizin finden kannst, die meinen Kindern helfen wird. Die Augen meiner Kinder, sie scheinen sowieso verhext zu sein. Das Ihrige ist anders als das übliche Odonwe“, sagte die Krähe zur Taube.

„Wer aber könnte dir so eine böse Tat angetan haben?“, fragte die Taube die Krähe.

„Ich verdächtige die Eule. Sie kam ganz überraschend in mein Haus, angeblich, damit ich ihr etwas Salz gebe, obwohl sie seit Ewigkeiten nicht gekommen ist. Sie hat mich mit den Kindern auf der Veranda gefunden, und dann fing sie darüber zu staunen an, was für schöne Kinder ich zur Welt gebracht habe“, sagte die Krähe.

„Reicht denn das aber aus, um die Augen der Kinder zu schädigen? Du hast doch auch immerhin darüber gestaunt, wie schön meine Kinder sind. Sollte man nun etwa annehmen, dass du sie verhext hast?“, fragte die Taube.

„Siehst du denn aber nicht, dass die Augen der Eule rot sind? Außerdem wissen alle Leute, dass die Eule eine weibliche Hexe ist. Die Henne weiß das. Die Fledermaus weiß das. Die Ente weiß das. Das ist der Grund, weshalb ich, als sie mich mit den Kindern fand, so einen Schock bekam, dass mein Herz weinte, denn meine Kinder hatten Pech. Dann, nachdem sie weggegangen war, fingen später in der Nacht die Augen der Kinder zu schmerzen an. Den Umständen nach, was hält uns zurück, hält mich zurück, sie zu verdächtigen? Was mich anbetrifft, ich gehe jetzt. Die Sache mit der Medizin lasse ich in deinen Händen. Falls du mir aber die Medizin nicht bringst und meine Kinder sterben, so muss ich dir deine Kinder wegnehmen. Auf Wiedersehen!“, sagte die Krähe, bevor sie sich auf den Heimweg machte.

Die Taube überlegte lange, wie sie der Krähe helfen könne, fand aber keinen Weg. Sie wußte nicht, wo sie die Medizin finden sollte. Indessen wartete die Krähe darauf, dass ihr die Taube die Medizin brächte. Nach einer Woche, in der sie die Taube nicht gesehen hatte, zog sie den Schluß, dass sich die Sache mit der Medizin als unmöglich erwiesen hatte. Ihren Kindern ging es unterdessen noch schlechter, so dass sie nicht einmal mehr essen konnten. Die Krähe fürchtete, dass ihre Kinder jeden Augenblick sterben könnten. Deshalb stellte sie sich schon vor, insgeheim die Kinder der Taube zu stehlen.

Eines Tages ging nun die Taube Gemüse pflücken und ließ ihre Kinder allein zu Haus. Die Krähe folgte ihr und stahl die Kinder. Als die Taube vom Gemüseernten zurückkam, fand sie das Haus verlassen vor. Sie folgerte, dass die Krähe ihre Kinder weggenommen haben mußte. Da warf sie den Korb mit dem Gemüse auf den Boden und, die Krähe verfolgend, fing sie an zu laufen. Auf dem Weg traf sie einige Frauen und fragte sie singend:

Oma, Oma, hast du die Krähe gesehen?
Krähe, die Fliegerin, hat meine kerngesunden
Kinder weggenommen –
und mir ihre eitrig-äugigen hinterlassen.

Die Frauen verneinten: „Wir haben sie nicht gesehen. Lauf doch weiter.“ Sie lief weiter und traf einige Greise. Auch die fragte sie singend:

Opa, Opa, hast du die Krähe gesehen?
Krähe, die Fliegerin, hat meine kerngesunden
Kinder weggenommen –
und mir ihre eitrig-äugigen hinterlassen.

Die Greise sagten ihr: „Sie hat sich dort drüben auf den Berggipfeln niedergelassen. Lauf doch schnell weiter, du hast sie fast erreicht.“

Die Taube lief noch schneller, bis sie die Krähe ergriff. Sie schlugen einander sehr heftig, über die Kinder streitend. Schließlich gewann die Taube die Oberhand über die Krähe.

Sie schlug die Krähe so heftig, dass diese in ein Feuer stürzte, mit dem jemand das Stroh vom Feld verbrannte. Zufällig waren die Kraniche in der Nähe. Als sie die Taube und die Krähe einander mit den Füßen treten sahen, fragten sie sich, worum es bei diesem Kampf wohl gehe. Und um die Kämpfenden voneinander zu trennen, fingen sie an zu schreien „U – u, U – u, U – u.“ Als sie nun aber die Krähe in das Feuer stürzen sahen, bekamen sie Angst und flogen ab, weinend mit den Worten: „Ongo wang, Ongo wang, Ongo wang.“[2]

Bis heute kann man die Kraniche, wo sie sich niederlassen, schreien hören „U – u, U – u, U – u.“ Auch die Wehklage, mit der sie die Krähe bejammerten, haben sie bis heute beibehalten, und so schreien sie immer, wenn sie etwas erschreckt, „Ongo wang, Ongo wang, Ongo wang.“ Darum heißen die Kraniche auch Ongowang, oder O’wang.

Das Feuer aber versengte die Krähe, doch sie starb nicht. Es hatte ihr Gefieder so sehr versengt, dass sie von da an nicht mehr fliegen, sondern nur noch gehen konnte. Die Taube hingegen nahm ihre Kinder und kehrte mit ihnen nach Hause zurück. Als sie dort ankam, nahm sie die Kinder der Krähe und versenkte sie im Wasser, so dass sie allesamt starben.

Bis heute können Krähe und Taube nicht zusammen Wasser trinken, wie ein Sprichwort der Luo sagt. Sagt man über Menschen, dass sie wie Taube und Krähe sind, heißt es, dass sie Feinde sind.

Ein Märchen der Luo,
aufgeschrieben von Walter Mboga

2 „Die Krähe brennt. Die Krähe brennt. Die Krähe brennt.“

Bettina Trautmann, geb. 1966 in Hamburg. Magister 1998 in Afrikanistik und Sprachlehrforschung an der Universität Hamburg. Von 2000 bis 2003 DAAD-Lektorin an der Université de Lomé in Lomé, Togo. Forschungsschwerpunkte: Unterrichten ohne Material, kulturspezifische Raumvorstellungen.

„Ça va?“ – „Togolaisement!“

Bevor man einander nicht ausgiebig begrüßt und sich gegenseitig nach dem Befinden gefragt hat, kann in Afrika kein Gespräch beginnen. Die Togoer haben die im frankophonen Afrika üblichen Höflichkeitsfloskeln wie „Ça va?“ – „Très bien“ („Wie geht's?“ – „Sehr gut“) um eine Reihe von lokalen Varianten erweitert, mit denen sie die Lage ihres Landes kommentieren.

„Ça va?“ – „Togolaisement“

Trifft man auf dem Campus der Universität Lomé einen Kollegen, lautet eine gängige Antwort auf die Begrüßungsformel „Ça va?“ („Wie geht's?“) – „togolaisement“ (togoisch). Das bedeutet – je

nach Gestik und begleitendem Augenausdruck – „So wie dem ganzen Staat: marode“ oder: „Seit einigen Jahren nicht mehr so doll.“ Nach kurzen Blütejahren in den Siebzigern ging es mit Togos Wirtschaft in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich bergab.

„Ça va?“ – „On se débrouille“
(„Wie geht’s?“ – „Man wurschtelt sich so durch“)
Auch die Universitätsdozenten zehren von der in besseren Zeiten angelegten Substanz: dem vor 15 Jahren gebraucht gekauften Auto, dem vom letzten Forschungsaufenthalt in Deutschland mitgebrachten Computer. Das Gehalt reicht nicht aus, um den Lebensunterhalt zu bestreiten. Die wenigen Festangestellten bekommen ihre monatlich umgerechnet 250–500 Euro mit dreimonatiger Verspätung ausbezahlt, manchmal wird ein Monatsgehalt von der Universitätsverwaltung einfach ohne Begründung einbehalten. Seit mehr als zehn Jahren werden nur noch Zeitverträge vergeben. Junge Lehrkräfte mit niedrigem Stundendeputat werden oft – wenn überhaupt – erst nach einem Jahr Arbeit bezahlt. Wenn man zur Mittagspause „Guten Appetit“ wünscht, wird einem schon mal entgegnet „Si on trouve à manger“ – „Wenn’s denn was zu Essen gibt.“

„Ça va?“ – „On est là“ („Wie geht’s?“ – „Wir sind noch da“)
Für diesen mehr als bescheidenen Lohn zeigt ein harter Kern von Lehrkräften einen bewundernswerten Einsatz. Die zehn

Dozenten der Germanistikabteilung der Universität Lomé unterrichten 400 Hauptfachstudenten in deutscher Literaturwissenschaft, Linguistik und Landeskunde. Außerdem geben sie jedes Studienjahr Sprachkurse für bis zu 1.000 Hörer aller Fakultäten. Darüber hinaus bilden sie den Nachwuchs für die 164 landesweit tätigen Deutschlehrer aus. In der zunächst deutschen und später französischen Kolonie Togo wurde nach der Unabhängigkeit das französische Schulsystem adaptiert. Deshalb ist Deutsch für fast 20.000 Schüler an 96 privaten und staatlichen Gymnasien Wahlpflichtfach.

Forschungsschwerpunkt der meisten Dozenten ist die deutsche Kolonialgeschichte und -literatur. Im Nationalarchiv Togos liegen noch hunderte von Akten aus der Zeit von 1894–1914, die nicht aus der Spitzschrift transkribiert und wissenschaftlich aufgearbeitet worden sind. Andere togoische Germanisten forschen über vergleichende kultur- und literaturwissenschaftliche Fragestellungen.

Auf meine Frage, wie er unter diesen Umständen leben könne, antwortet ein Professor: „Ich habe gelernt, auf alles Überflüssige zu verzichten“. Zeit für eigene Forschungen bleibt kaum oder geht vom Schlaf ab. Die Kollegen stehen oft um 4.00 Uhr auf, um an Vorträgen oder Artikeln zu arbeiten und fahren dann um 7.00 Uhr zur Uni. Aufgrund der Raumnot wird von 7.00 Uhr bis zum Einbruch der Dunkelheit unterrichtet, in den Freistunden will der Nebenjob erledigt werden. Warum

Der lange Weg zur Universität, Togo

sind die Kollegen angesichts dieser Verhältnisse nicht ins Ausland abgewandert? Eine Antwort auf diese Frage lautet: „Hier lebe ich in Würde. In Deutschland würde ich als Afrikaner doch bestenfalls geduldet." Ein anderer Dozent führt aus: „Hier fühle ich mich nützlich. Meine Tage sind erfüllt. In Deutschland könnte ich nicht soviel bewirken."

Umso wichtiger ist es, regelmäßig Abstand zu den Verhältnissen zu gewinnen. Wer schon einmal durch den DAAD gefördert wurde, hat alle drei Jahre die Möglichkeit, für drei Monate ein Forschungsprojekt in Deutschland zu verfolgen.

Ein weiterer Grund zu bleiben sind sicher die Studenten. Wenn sie an die Universität kommen, haben sie ein rigides Schulsystem durchlaufen, das Auswendiglernen, kritikloses Hinnehmen und Autoritätsgläubigkeit fördert. Die seit 36 Jahren amtierende diktatorische Regierung vernachlässigt die Bildungspolitik systematisch. Klassenstärken von 60–120 Schülern sind die Regel. Die Ausstattung der Schulen ist rudimentär, Bücher sind Mangelware. Es ist beeindruckend zu sehen, wie engagierte Eltern versuchen die Defizite des staatlichen Schulsystems privat aufzufangen. In vielen Innenhöfen sind Tafeln angebracht, an denen Lehrstoff wiederholt wird. Für Nachhilfe und Prüfungsvorbereitung wird verhältnismäßig viel Geld ausgegeben. Denn als Folge der schlechten Unterrichtsbedingungen bestehen nur ca. 25 Prozent der Gymnasiasten eines Jahrgangs das Abitur, und das eigene Kind soll möglichst darunter sein.

„Ça va?“ – „On se maintient“

(„Wie geht’s?“ – „Man hält sich aufrecht“)

Das Interesse am Germanistikstudium ist oft durch einen der zahlreichen Deutschclubs an den Gymnasien geweckt worden. Engagierte Lehrer oder Deutschstudenten, die Kontakt zu ihren ehemaligen Schulen halten, organisieren Lesewettbewerbe, schreiben Sketche oder halten in Deutschland längst vergessenes Liedgut lebendig. Die Klubs bieten sinnvolle Freizeitgestaltung und den Raum, sich auszudrücken, was im eigentlichen Unterricht fehlt.

„Ça va?“ – „On se défend“

(„Wie geht’s?“ – „Man wehrt sich“)

Als Lektorin überrascht mich immer wieder, wie viel Wissensdurst, Fragelust und Kreativität sich Einzelne angesichts der oben geschilderten Umstände erhalten haben. Oft werden mir selbstverfasste Geschichten über Themen wie „Die Erfahrungen eines Bauern in der Großstadt“ zugesteckt, die ich bitte korrigieren möchte. Zwei Studenten bauten sich nach einer Stunde vor mir auf und sagten, sie seien gerade dabei, den „Faust“ auswendig zu lernen, ob ich mal hören wolle?

Der Deutschclub der Universität schilderte in dem Theaterstück „Ich hab’ kein Geld“ mit viel Witz und Spiellust, was es heißt, ein Studium ohne staatliche Unterstützung durchzustehen.

Eines Morgens stand die Abwandlung des Refrains von „Mit freundlichen Grüßen“ der Rapgruppe „Die Fantastischen Vier“ an der Tafel:

„Mit feindlichen Grüßen
Die Galeere droht in unseren Köpfen
Denn wir hungern dran, wir weinen dran
Für 20 kleine Tausend.
Bevor wir sterben, schreien wir lieber auf.“

20.000 Franc CFA (ungefähr 35 Euro) war zu der Zeit, als es in Togo noch eine staatliche Studienförderung gab, der Betrag, der vielen Studenten monatlich zur Verfügung stand. Heute zahlt das Regime Studenten soviel, wenn sie in einer der inszenierten Demonstrationen mitlaufen, in denen die staatliche Bildungspolitik verherrlicht wird. (Eine weitere Abwandlung der Antwort auf die Begrüßungsformel „Ça va?“ lautet übrigens „On se déforme“ („Man deformiert sich“)).

Es passiert öfters, dass vermeintlich harmlose sprachpraktische Übungen von den Studierenden genutzt werden, um ihre Meinung auszudrücken. Um den Gebrauch von „Wenn“- und „Als“-Sätzen zu verfestigen, hatte ich den Studenten die Aufgabe gestellt, über ein besonderes Ereignis in ihrem Leben zu schreiben. Ich hielt den Atem an, als ein Student sich meldete und den ersten Satz seines Aufsatzes vorlas: „Als ich das letzte Mal im Präsidentenpalast war …“. Er schilderte, wie er mit Soldaten um seinen Lohn für eine der inszenierten De-

Als Lektorin überrascht mich immer wieder, wie viel Wissensdurst, Fragelust und Kreativität sich Einzelne angesichts der oben geschilderten Umstände erhalten haben. Oft werden mir selbstverfasste Geschichten über Themen wie „Die Erfahrungen eines Bauern in der Großstadt“ zugesteckt, die ich bitte korrigieren möchte. Zwei Studenten bauten sich nach einer Stunde vor mir auf und sagten, sie seien gerade dabei, den „Faust“ auswendig zu lernen, ob ich mal hören wolle?

Bettina Trautmann, Togo

monstrationen rangeln musste und wie er schließlich gedemütigt, schweißüberströmt und mit verschmutzter Kleidung ohne das Geld abziehen musste. Er schloss daraus, dass er „so etwas nie wieder mitmachen würde“. Es spricht für das Unterrichtsklima an der Deutschabteilung, dass er den Mut hatte, solch ein Erlebnis öffentlich zu erzählen.

Als Lektorin bin ich für die sprachpraktischen und die landeskundlichen Seminare zuständig. Insbesondere der Landeskunde- und Konversationsunterricht bietet die Möglichkeit, die eigene Situation zu reflektieren, Missstände zu benennen sowie mögliche Reformen und alternative Gesellschaftsentwürfe zu diskutieren. Bei der Erläuterung des bundesdeutschen Wahlsystems oder von Begriffen wie „Grundrechte“ und „Gewaltenteilung“ fragen die Studenten sehr genau nach.

In allen meinen Kursen ist es mir wichtig, mit den Studierenden andere Sozialformen als den ihnen sattsam bekannten Frontalunterricht auszuprobieren. Gerade weil sie aus einer Gesellschaft kommen, in der das mündliche Erzählen traditionell einen hohen Stellenwert genießt, lassen sich die Studenten von Partner- und Gruppenübungen überzeugen, in denen Dialog und freies Reden gefragt sind. Häufig werden ein besonders kunstvoll vorgetragenes Argument, die gute Aussprache eines schwierigen Wortes, eine wohlgesetzte Vokabel mit spontanem Beifall honoriert. Aus der Lehrerausbildung in Norddeutschland war ich oft peinliches Schweigen gewohnt, wenn

im Innen- und Außenkreis gegenübergestellte Gruppenmitglieder etwas zu den vorbeirotierenden wechselnden Partnern sagen sollten. In Togo ist eher das Gegenteil der Fall: Die Studenten sind dermaßen begeistert, dass sie alle Seminarteilnehmer reihum begrüßen und ansprechen können („Wie geht's?" ...), dass sie gar nicht in den Unterrichtsraum zurückkehren und sich wieder in die festgeschraubten Stuhlreihen setzten möchten.

Im Laufe von Exkursionen „auf deutschen Spuren" konnte auch das oft allzu unkritische Bild, das sich die Studenten von der deutschen Kolonialzeit machen, korrigiert werden. Die Besichtigung eines Handelsstützpunktes samt Kellergewölbe zur Unterbringung von Sklaven verdeutlichte, dass Brandenburg bereits im 17. Jahrhundert am transatlantischen Sklavenhandel beteiligt war. In der Ruine des Gefängnisses der deutschen Kolonialstation in Kpalimé lassen sich die Schattenseiten der „Musterkolonie" Togo erahnen.

Mein zweiter Arbeitsschwerpunkt besteht in der Beratung von Studenten, Stipendiaten und Wissenschaftlern hinsichtlich Studien- und Forschungsmöglichkeiten in Deutschland. Insbesondere mache ich herausragende Graduierte und Postdoktoranden ausfindig und begleite sie im Bewerbungsprozess um ein Stipendium. In einem kleinen Land wie Togo kann schon ein einziger einheimischer Experte spürbare Veränderungen bewirken: Ein vom DAAD geförderter Geoökologe dokumentiert beispielsweise die Gefahr, die von der ungeklärten Entsorgung der Abfälle einer Phosphatmine in den Golf von Benin ausgeht und setzt sich in einem Umweltprojekt dafür ein, dass sie in Zukunft fachgerecht entsorgt werden. Ein Mediziner wird dank eines Vertiefungsstipendiums bald in der Lage sein, neurochirurgische Operationen durchzuführen, für die früher Spezialisten aus dem Ausland eingeflogen werden mussten.

In einem Land, in dem aufgrund der politischen Situation die Entwicklungszusammenarbeit mit Deutschland und der Europäischen Union seit zehn Jahren suspendiert ist, ist das Lektorat ein Fenster nach draußen. Für die zahlreichen an Deutschland und der deutschen Sprache interessierten Studenten, Dozenten und Wissenschaftler bleibt zu hoffen, dass es im Zuge von Sparmaßnahmen nicht ganz geschlossen wird.

„Ça fait ça!" oder auf Ewe: „E wo nene a" = „Lassen wir's damit – mit dem Ungewissen der Zukunft – sein Bewenden haben" = Bis bald!

Susanne Horstmann, geb. 1963 in Bielefeld. Magister in Linguistik, FU Berlin, Promotion zur Dr. phil. an der Universität Bielefeld. Seit 2001 DAAD-Lektorin an der Kenyatta Universität in Nairobi, Kenia. Forschungsschwerpunkte: Diskursanalyse, Kulturalität von Kommunikation, Lernersprachenanalyse.

„Die Gedanken sind frei“

Als DAAD-Lektorin an der Kenyatta University in Nairobi/Kenia versuche ich, drei Ansprüche miteinander zu verbinden: Neben didaktisch-methodischem Wissen und Wissen über Zweit- und Fremdspracherwerb sowie einer Vermittlung von ansatzweise wissenschaftlichem Denken im Sinn der Förderung hinterfragenden Denkens ist doch auch noch immer die Verbesserung des Sprachstandes notwendig.

... wer kann sie erraten?

Aufenthalte in einer fremden Kultur bringen immer auch Irritationen mit sich, Irritationen, die unter anderem bei der Organi-

sation eines reibungslosen Arbeitsablaufs stören können. So zum Beispiel, wenn man als grundsätzlich diskussionsbereite Dozentin fragt, ob die Studenten und Studentinnen jetzt lieber A oder B machen wollen, oder ob sie A lieber auf diese oder auf jene Weise erledigen möchten. Die Antwort: Schweigen.

Oder wenn man den Hinweis bekommt, dass zur Verbesserung des Sprachstandes dringend notwendige Zusatzangebote wie Theatergruppe oder Video-AG mit dem Label „Prüfungsrelevant" versehen werden müssten, damit die Studierenden teilnähmen.

Oder überhaupt der unter anderem durch die Organisation des Bildungssystems unterstützte hohe Grad an extrinsischer Lernmotivation hier in Kenia: Sollte man Dinge nicht lernen, weil man sie lernen will und nicht nur, weil man ansonsten belohnt oder bestraft wird?

Dieses scheinbar unbotmäßige Schweigen und die doch recht geringe intrinsische Motivation führen durchaus manchmal zu Frustrationen, beispielsweise als ich im letzten Semester zusammen mit einer neuen Kollegin, durch deren Anwesenheit die Lehrkapazität des Departments erhöht worden war, überlegte, dass wir, falls einige Studenten Lust dazu hätten, in einigen Extrastunden pro Woche plus einem Wochenendworkshop innerhalb weniger Wochen Brechts „Guten Menschen von Sezuan" kenianisch bearbeiten würden und improvisiert aufführen könnten. Ich hatte bereits seit einigen Monaten

eine Extrastunde Theater „verpflichtend" angeboten, zum einen, um die Anzahl der deutschsprachigen Kommunikationssituationen zu erhöhen, zum anderen, um mit den Studenten, zukünftigen Deutschlehrern, zu überlegen, welche der Spiele und Übungen auf die eine oder andere Art gewinnbringend in den Sekundarschulunterricht eingebracht werden könnten. Die Reaktion war durchweg positiv gewesen, so dass ich nun die Gelegenheit ergriff, dieses Angebot zu erweitern. Die Studenten reagierten begeistert, bis auf einen, der sich Bedenkzeit erbat.

In der nächsten Theaterstunde tauchten zwei Studenten auf. Ich erfuhr, dass so kurz vor den Prüfungen die Stundenbelastung zu hoch sei. Auf die Frage, weshalb man mir das nicht einfach mitgeteilt hätte, schließlich bedeutete dieses Angebot auch für mich Extraarbeit, auf die ich durchaus verzichten könne, ich hätte doch darauf aufmerksam gemacht, dass die Studenten sich gut überlegen sollen, ob diese Belastung für sie zu tragen sei, erhielt ich die Antwort, dass man nicht unhöflich habe sein wollen …

Es gibt aber auch positive Befremdungen: Spaß und Begeisterung treten in Situationen auf, in denen man sie nicht erwartet hätte.

Beispiel Mauerworkshop: Am 5. Oktober letzten Jahres habe ich ganz kurzfristig einen Samstagsworkshop zu Mauerbau, Mauerfall und deutscher Einheit angeboten, nachdem ich

Die soziale Rolle scheint sehr wichtig und unangreifbar zu sein. Es gibt eine grundsätzliche Wertschätzung der Person aufgrund ihrer sozialen Rolle, und daraus folgt, dass Personen unangreifbarer sind als das bei uns der Fall ist. Man erlebt also in alltäglichen Interaktionssituationen weniger Unsicherheiten, stattdessen wird viel Wert auf die Beziehungspflege – jeder in seiner sozialen Rolle – gelegt.

Susanne Horstmann, Kenia

am Wochenende davor den hervorragenden Dokumentarfilm „Nach dem Fall“ angesehen hatte und mir der Gedanke kam, dass dieser Film ein sehr geeignetes Gerüst für einen Workshop bietet. Fünf Tage vor dem geplanten Termin kündigte ich den Workshop an und bereitete dann fleissig verschiedenste Aktivitäten, Diskussionen, Spiele, kenianische Adaptionen vor. Der Workshop wurde ein voller Erfolg, angefüllt mit Vortrag und Arbeitsaufgaben, die zu differenzierten Diskussionen über gewaltfreien Widerstand, zum Umgang mit unangenehmer Vergangenheit führten, aber auch zu Improvisationen und gruppendynamischen Spielen. Frage der Studierenden, die es überhaupt nicht gewöhnt sind, sich einen ganzen Tag lang mit einem Thema zu beschäftigen, sondern die üblicherweise gezwungen sind, lediglich Einzel- oder Doppelstunden in einem Fach zu absolvieren: Können wir nicht etwa alle drei Wochen einen Samstagsworkshop machen? Ich war ziemlich zufrieden – eine spontane Idee so schnell und reibungslos ausführen zu können, ist schon ein Luxus.

Warum konnte ich diesen Workshop so schnell organisieren? Ich habe hier den Studentinnen gegenüber eine höhere, unangreifbarere Machtposition, bin „die Lehrerin“ und kann deshalb solche Dinge entscheiden.

Beispiel Departmentskonferenzen: Ist es vorstellbar, dass Konferenzen Spaß machen können? Dies war es für mich, aus dem deutschen Universitätssystem kommend, nicht. Bei un-

seren Konferenzen, wiewohl wie alle Konferenzen mit vielen Mitteilungen und Formalitäten ausgefüllt, ergeben sich aber jedesmal Gelegenheiten, herzhaft zu lachen. Die meisten dieser Gelegenheiten sind so nichtig, dass man sie sofort wieder vergisst, zurück bleibt aber eine gute Stimmung. An eine Situation erinnere ich mich: Die Kenyatta University ist stolz, relativ viele körperbehinderte, insbesondere blinde Studierende zu haben. So hat auch die Französischabteilung unseres Departments immer wieder blinde Studenten. Diese nehmen traditionell nicht an dem Pflichtkurs „Phonetik und Phonologie" teil. Es wurde gefragt, warum sie nicht teilnähmen, immerhin beschäftige sich dieser Kurs mit Lauten, die ja hörbar seien und insofern auch für Blinde perzeptibel. Andererseits gebe es Schrift und Schreiben in jedem anderen Kurs, und wenn für die anderen Kurse Facilitäten für Blinde bereitgestellt werden könnten, weshalb nicht für diesen. Darauf hatte niemand eine Antwort. Die Diskussion zog sich relativ lange hin und irgendwann wurde der Dozent des Phonetikkurses gefragt, wo denn die blinden Studenten seien. Seine Antwort „I don't see them" löste minutenlanges schallendes Gelächter aller Anwesenden bis hin zu Tränen aus. Der Tag war gerettet.

Ein weiterer interessanter Punkt ist der Umgang mit Kritik: Von den Studierenden wird negative Kritik, falls überhaupt, nur lokal und auf Aufforderung beziehungsweise nach monatelanger Ermutigung, doch die Meinung zu äußern, formuliert. Sonst findet sich bei Unzufriedenheit: Schweigen. Spontanes positives Feedback hingegen kann auch als solches verstanden werden.

Auch innerhalb des Kollegiums wird mit Kritik sehr vorsichtig umgegangen: In einem von mir organisierten überdepartementalen Kolloquium zum Zweit- und Drittspracherwerb ist es sehr schwer, nach einem Vortrag ein differenziertes Feedback zu bekommen. Üblicherweise wird allgemein gelobt.

Oder: Ich hatte den Auftrag, einen Masterstudiengang für Deutsch zu entwickeln. Meine „ersten Ideen", so hatte ich sie absichtlich genannt, sollten auf einer Departmentssitzung diskutiert werden und ich hoffte auf viele Anregungen und letztlich auf die gemeinsame Entwicklung eines tragfähigen Konzeptes. Auf der Sitzung nun wurde grundsätzlich Zustimmung geäußert – mehr nicht. Nur meine deutsche Kollegin, die in unserem Department als Ortskraft tätig ist, hatte einige Ideen, was anders gemacht werden könnte. Wir zwei begannen zu diskutieren, durchaus konstruktiv – nach einer Weile wurde von unserer Chairlady entschieden, dass wir sozusagen eine Kommission bilden und uns dort einigen und das endgültige Curriculum entwerfen sollten – und ich wurde zum Abschluss gefragt, ob ich nicht verletzt sei ob der Kritik.

Nicht „ehrliche Meinungen", sondern konstruktive Höflichkeiten werden üblicherweise im Unterricht und im Kollegi-

um kommuniziert. Niemand erwartet, unangenehme Ehrlichkeiten zu hören.

Als ethnographisch und interkulturell angehauchte Linguistin versucht man selbstverständlich, in all den Irritationen und Ungewöhnlichkeiten einen Sinn zu finden: Inwiefern können daraus andere Arten und Weisen, Welt zu konstruieren, interpretiert werden?

Ein mögliches Erklärungsmodell bot sich mir schließlich an, als ich über Gastfreundschaft in Kenia nachdachte: Gäste müssen immer empfangen, Pflichtbesuche in Massen abgestattet werden. Ich fragte mich, wie ständig Besuch und Besuchen, pausenlose soziale Aktivität, aushaltbar sind – „wir Europäer" brauchen öfter mal unsere Ruhe, bei Kenianern scheint das nur selten der Fall zu sein.

Eine Antwort könnte die folgende sein: Kenianer müssen bei Besuchen nicht pausenlos Konversation machen, sie dürfen durchaus abschalten oder einschlafen; bei uns ein Ding der Unmöglichkeit. Es scheint bei Besuchen also so zu sein, dass die physische Anwesenheit das Relevante ist, nicht aber die pausenlose geistige Anwesenheit. Ein ständiger Zugriff auf den „Kopf", auf die Gedanken des anderen findet nicht statt.

Die soziale Rolle scheint sehr wichtig und unangreifbar zu sein. Es gibt eine grundsätzliche Wertschätzung der Person aufgrund ihrer sozialen Rolle, und daraus folgt, dass Personen unangreifbarer sind als bei uns. Man erlebt also in alltäglichen Interaktionssituationen weniger Unsicherheiten, stattdessen wird viel Wert auf die Beziehungspflege – jeder in seiner sozialen Rolle – gelegt. Vielleicht wird deshalb in jeder Departmentssitzung gelacht. Vielleicht wird deshalb grundsätzlich auf Fragen eher positiv geantwortet – Wollt ihr das Theaterprojekt? Ja, sehr. Die eigentliche Antwort kommt dann erst später, wenn keiner zu den Proben auftaucht. Auch Fragen nach dem Weg werden immer positiv beantwortet, auch wenn derjenige den Ort, zu dem man will oder den Weg gar nicht kennt.

Zur extrinsischen Motivation: Ich habe in den Seminarsitzungen einen Anspruch darauf, das meine Studenten und Studentinnen anwesend sind. Den Anspruch darauf, dass sie Deutsch lernen wollen, weil sie Deutsch gut finden, weil sie unbedingt dieses Fach studieren wollen, kann ich anscheinend nicht haben. Was sie wollen oder zu wollen haben, kommt von außen, darf von außen kommen: Gute Examen schreiben, einen gute Abschlussnote bekommen. Anspruch auf „Hingabe mit Geist und Seele" habe ich nicht.

Man stelle sich dies einmal in unserer Kultur vor: Spätestens bei einem Bewerbungsgespräch muss ich Hingabe an die Stelle, die Firma, genau diesen Job demonstrieren, sonst bekomme ich ihn garantiert nicht. So mancher Chef verlangt, dass seine Angestellten nicht nur ihre Arbeit in der Arbeitszeit zu-

Ersatzteilhändler, Togo

friedenstellend erledigen, sondern Identifikation mit der Stelle, Leben für die Stelle, im Grunde Aufgabe des Privatlebens für die Stelle.

Dies bedenkend, finde ich auf einmal, dass auch diese größere Distanziertheit im Sinne von „Freiheit für den eigenen Kopf, die eigene Seele" durchaus Vorteile hat … (nicht dass ich in meinen Seminaren nicht ständig das Gegenteil predigte und genau das, intrinsische Motivation durch diverse Methoden und Tricks zu wecken versuche). Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich bin eine große Freundin des Engagements – aber vielleicht würde unserer Arbeitswelt in Deutschland ein ganz klein bisschen weniger „Totalanspruch" gut tun.

Die Wertschätzung ermöglicht ein entspannteres und konstruktiveres Arbeiten. Kehrseite der Medaille ist selbstverständlich, dass es sehr lange dauert, bis Fehlleistungen am Arbeitsplatz Konsequenzen haben.

Was kann ich also in meinem Arbeitsalltag tun, um mit diesen Irritationen umzugehen?

Ich versuche, den Studenten zu vermitteln, dass Arbeit nur nach dem Belohnungs- oder Sanktionsprinzip nicht ausreichend qualifiziert, um damit später seinen Lebensunterhalt finanzieren zu können. Daher versuche ich selbstverständlich, intrinsische Motivation durch Spaß an der Sache zu wecken, vor allem durch Wechsel der Lehrmethoden und -medien sowie Zusatzangebote.

Ich nehme, so sehr es mir persönlich widerstrebt, einige der Aspekte des hiesigen Systems der extrinsischen Motivation auf, stelle Prüfungsrelevanz bei Angelegenheiten her, wo sie gar nicht notwendig wäre (Theater, Video), und betone diese Relevanz selbstverständlich. Möchte ich, dass sich meine Studenten und Studentinnen etwas merken, muss ich immer sagen: „Das brauchen Sie für das Examen".

Ich stelle Fragen mehrfach auf verschiedene Weise, um dann eventuell doch eine „ehrliche" Antwort zu bekommen (Fällt Ihnen auf, dass unser europäisches hohes moralisches Gut der Ehrlichkeit wegen der anderen Präferenzen hier einen anderen Stellenwert hat?). Ich stelle Fragen möglichst abgehoben von der Lehrer-Schüler-Beziehung. Ich stelle die Fragen den Studenten mehrfach im vertraulichen Privatgespräch, selbst wenn es sich um die Erfragung von „Gruppenmeinungen" handelt. Eventuell stelle ich die Antworten dann wieder in der Gesamtgruppe zur Diskussion. Ist eine unter Umständen schwierige Position einmal formuliert, ist es leichter, zu ihr Stellung zu nehmen. Ich betone immer wieder, dass es für mich sehr wichtig ist, Meinungen zu bekommen und dass mit Einschränkung letztlich eine größere Diskursivität des Lernprozesses im gesamten Bildungssystem wünschenwert wäre. Ob meine Studenten das später verwirklichen können – und ob sie es wollen –, ist fraglich.

Grundsätzlich scheint mein interkultureller Ansatz, das aus der fremden Kultur aufzunehmen, was ich für gut halte und was unerlässlich scheint, und zu versuchen, was hier fremd, aber mir wichtig ist, den Studenten nahe zu bringen, erfolgreich zu sein. Am letzten Montag, nach dem Examen der Fourth-Years, also der Absolventen, baten mich diese zu einem Fototermin am Main Gate, das ca. 15 Minuten Fußweg von der Abteilung entfernt ist. Während des Spaziergangs dahin bekundete eine Studentin, die mich zu Beginn unserer Bekanntschaft ständig mit einem „Das verstehe ich nicht, das ist zu schwer, können Sie nicht langsam sprechen wie Frau X?" konfrontiert hatte[1], Stolz auf ihre Fortschritte und fragte, wie sie mit Deutsch weitermachen könnte. Daraufhin begannen auch die anderen, mir zu erzählen, dass sie in den letzten eineinhalb Jahren ja wirklich viel Deutsch gelernt hätten, und zwar, weil ich so viel mit ihnen redete, und dass sie Deutsch gar nicht mehr so schwer fänden und jetzt wüssten, was sie wollten. Ich fühlte mich ziemlich geehrt.

1 Die einzige übrigens, die meisten litten schweigend, aber sie litten offensichtlich durchaus an der Fremdheit des Unterrichtsstils während meines ersten Semesters.

Rainer Haarbusch, geb. 1968 in Troisdorf. Promotion an der Universität Bayreuth zum Dr. phil. über das Thema „Interkulturelle Germanistik“. Von 2000 bis 2003 DAAD-Lektor an der Ghana School of Languages in Accra, Ghana. Seit 2003 DAAD-Lektor an der University of Sydney, Australien.

Wenn man in Ghana die Wahl hat – Von High Potentials, tiefen Schlaglöchern und Toleranz(grenzen)

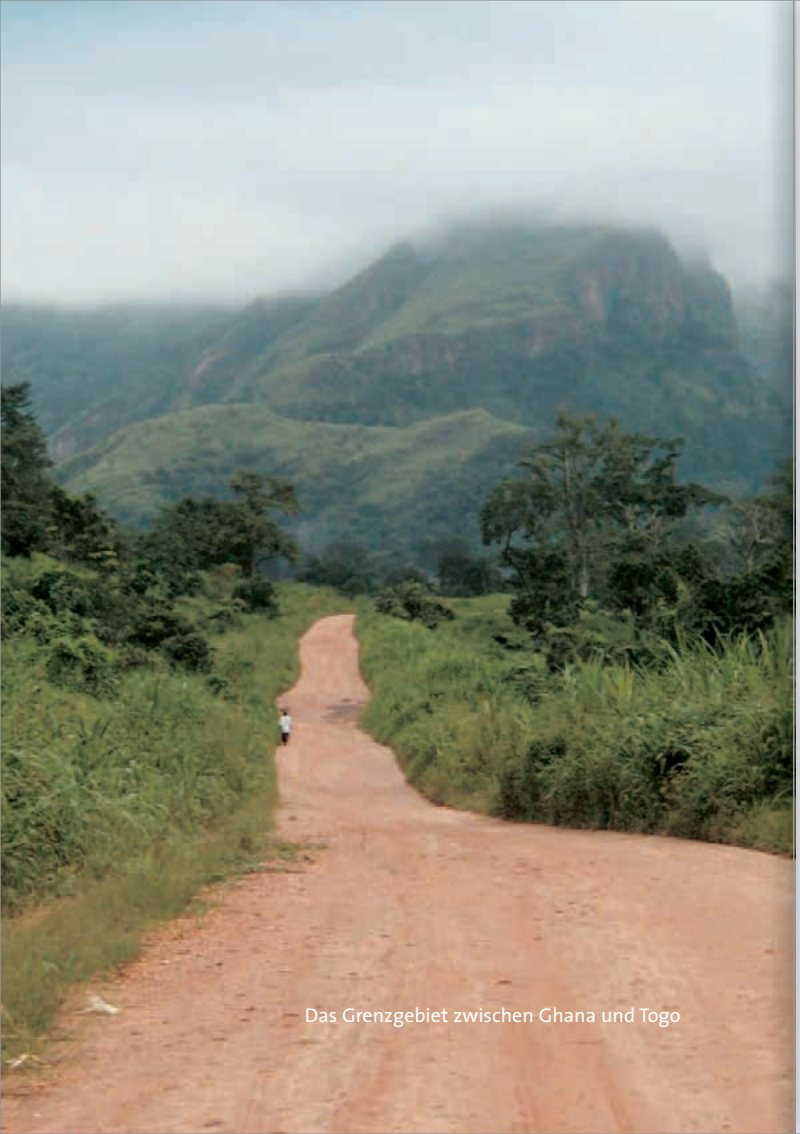
Als mir unvermittelt ein aufgewirbelter Stein in die Windschutzscheibe meines betagten Hyundai fliegt, zucke ich zusammen und frage mich sogleich besorgt, wie hoch die Belastungstoleranz so einer Glasscheibe wohl sei, bis sie endgültig zersplittert. Eigentlich keine uninteressante Frage, hatte ich mich doch im Rahmen meiner Dissertation mit dem Toleranzthema auseinandergesetzt und war dabei über die Äußerung Mitscherlichs

gestolpert, derzufolge Toleranz „begrifflich sowohl dem Ingenieur wie dem Moralisten geläufig sei“. Während ich noch über die tiefere Bedeutung dieser Sentenz vor mich hinsinniere, steuere ich geradewegs in ein Schlagloch, dessen Tiefe wiederum mich dazu bringt, meine ganze Aufmerksamkeit der Straße und dem Verkehr zu widmen, dies um so mehr, als die mir entgegenkommenden Fahrzeuge ihrerseits den Schlaglöchern mit Routine ausweichen – und dabei nicht selten auf meine Fahrspur wechseln.

Der Ort und die Zeit: Ghana, Westafrika, irgendwo zwischen der Hauptstadt Accra und der zweitgrößten Stadt Kumasi, an einem Samstagvormittag im Februar 2001. Die Person: Ich bin frisch eingereister DAAD-Lektor und habe folgende Aufgabe zu erfüllen: Als Lektor mit besonderen Beratungsaufgaben soll ich mich auf die Suche nach „High Potentials“ begeben und diese von der Attraktivität des Studien- und Wissenschaftsstandortes Deutschland überzeugen, um den akademischen Austausch zwischen beiden Ländern zu intensivieren. Zu diesem Zweck bin ich nun auf dem Wege zur Universität Kumasi, um dort Gespräche mit Hochschulvertretern zu führen und diesen den DAAD sowie ausgewählte Studienangebote vorzustellen.

Erst vier Monate im Lande, habe ich als Reisetag einen Samstag gewählt in der Hoffnung, dass der Verkehr erträglicher sei. Ein schwerer Irrtum, wie sich schon bald herausstellen sollte,

denn just an diesem Tage ist auch der frisch gewählte Präsident Ghanas, John A. Kufuor, auf dem Wege nach Kumasi. Er will zum ersten Mal als frisch gekürtes Staatsoberhaupt seiner Heimatstadt Kumasi einen Besuch abstatten. Die Straße wird gesäumt von Hunderten, wenn nicht Tausenden von Ghanaern, die darauf hoffen, einen Blick auf das Präsidentenauto zu erhaschen. Da sie sich jedoch nicht sicher sind, mit welchem Fahrzeug er unterwegs ist, halten sie praktischerweise jedes Auto an und inspizieren die Insassen. Mich winken sie zunächst enttäuscht durch, denn dass der Staatschef in einem schäbigen Hyundai mit einem weißen Fahrer reist, halten sie dann doch eher für unwahrscheinlich. Doch je näher ich an Kumasi herankomme, desto ungeduldiger werden die Menschen; schließlich warten sie schon stundenlang bei 35 Grad im Schatten – wenn es denn am Straßenrand Schatten gäbe. Trotz der Hitze harren sie dort erwartungsvoll aus und feiern offensichtlich den Wahlsieg Kufuors. Als ich in einer Ortschaft wieder einmal zum Halten gezwungen werde, versuche ich, freundlich zu lächeln und ansonsten souverän den Eindruck zu vermitteln, als sei mir das alles altbekannt. Verstohlen beobachte ich die Menge, die um mein Auto herumtanzt und ertappe mich, wie ich die Begeisterung der Menschen mit der Politikverdrossenheit in Deutschland vergleiche. Aufgrund meiner politisch korrekten Sozialisation entschließe ich mich, dieses Engagement sympathisch und lobenswert zu finden.



Das Grenzgebiet zwischen Ghana und Togo

Dann aber werde ich erneut aus meinen Gedanken gerissen, als eine Gruppe von Männern auf mein Auto zustürmt und heftig gestikulierend auf mich einzureden beginnt. Verstehen kann ich sie nicht, denn ich spreche ihre Sprache nicht, und da alle durcheinanderschreien, gebe ich auch den Versuch auf, etwaige englische Wortfetzen herauszufischen. Ich beginne Zug um Zug meine zur Schau getragene Souveränität zu verlieren und versuche, in den Gesichtern der Umstehenden zu lesen. Doch auch dies mißlingt, ich vermag ihre Mimik nicht zu entschlüsseln: Ist das unbändige Freude über den bevorstehenden hohen Besuch? Aber wie paßt das mit der Tonlage zusammen, die ich eher als aggressiv deute? Und warum diese Lautstärke? Oder, so schießt es mir durch den Kopf, sollte ich etwa in eine Gruppe von fanatischen Oppositionellen geraten sein, die mit dem Ausgang des Wahlergebnisses unzufrieden sind und nun ihrer Enttäuschung Ausdruck verleihen, vielleicht gar handgreiflich werden wollen? Zu was sind sie bereit? In Gedanken male ich mir schon Schlagzeilen aus wie „DAAD-Lektor beteiligt an Massaker an neugewähltem Präsidenten Ghanas“ und stelle mir die Reaktionen in der Bonner DAAD-Zentrale vor, ganz zu schweigen von der schweren Krise, in die ich damit die auswärtige Kulturpolitik sicherlich stürzen würde.

Da erhasche ich einen Blick auf ein Wahlkampfplakat mit dem Bild des neuen Präsidenten, das von einem der Männer in die Höhe gehalten wird; das Bild scheint unversehrt zu sein und

trägt auch sonst keine Zeichen von Verunstaltungen, es können also keine Regimegegner sein, kombiniere ich. Mittlerweile stehen rund hundert Ghanaer um mein Auto herum und begutachten mich – neugierig? misstrauisch? begeistert? Sie beginnen mir ihre Faust mit nach unten gestrecktem Daumen entgegenzustrecken, einige recken den Daumen auch nach oben, bevor sie ihn dann senken, sie reden auf mich ein und warten offensichtlich auf eine Reaktion meinerseits. In meinem Kopf überschlagen sich die Gedanken und ich versuche mich in einer Wahrscheinlichkeitsrechnung, ob dies eher Oppositionelle oder doch Präsidentenanhänger seien. Für die letztere Version sprechen die unversehrten Wahlkampfplakate und der friedliche Ruf, den Ghanaer im Allgemeinen genießen. Wahrscheinlich missinterpretiere ich einfach die tumultartigen Zustände, die in Wirklichkeit nur die Vorfreude auf Kufuor widerspiegeln. Andererseits: Ist das wirklich Freude in ihren Gesichtern und was hat dieser nach unten gestreckte Daumen zu bedeuten? Die Menge kommt näher, mein Kopf schaltet sich ob der unlösbaren Aufgabe ab und ich reagiere aus dem Bauch heraus: Als mir ein Mann die Faust entgegenstreckt mit dem nach oben gerichteten Daumen, der sich langsam nach unten senkt, und mich dabei auffordernd anblickt, erwidere ich die Geste, lasse aber meinen Daumen oben. Dazu beeile ich mich auf Englisch zu beteuern, dass der demokratische Wahlsieg eine ganz phantastische Sache und Ghana insgesamt ein wirklich zauberhafter

Ort sei, doch das geht im Getümmel unter. Ich bemerke, wie alle Umstehenden die Daumen kollektiv nach unten senken und sich ihre Mienen verfinstern, der Geräuschpegel schwillt an. In diesem Moment sehe ich vor meinem inneren Auge schon den Nachruf im Nachkontaktmagazin des DAAD: „Er opferte sein Leben für die Internationalisierung des deutschen Hochschulstandortes“. Meine Rettung naht, als ein Jugendlicher laut schreiend auf ein näherkommendes Fahrzeug zeigt – die Menge wendet sich abrupt ab und stürmt auf dieses Auto zu. Hastig lege ich den ersten Gang ein und düse von dannen, nun bar jeglicher Souveränität und mit einem Gesichtsausdruck voller Fragezeichen. Da mein Bedürfnis nach Abenteuer erst einmal gestillt ist und ich hautnah Kontakt zu meiner persönlichen Toleranzgrenze habe, beschließe ich, die belebte Hauptstraße zu meiden und komme auf Schleichwegen Stunden später in Kumasi an, wo mich am Eingang der Universität verabredungsgemäß eine Gruppe von DAAD-Alumni in Empfang nimmt.

Erleichterung macht sich breit: Die Universität stellt eine vertraute Umgebung dar und an diesem Samstag ist auf dem Campus auch keine Spur von Menschenansammlungen zu sehen. Bei einem Begrüßungstrunk mit dem Universitätspräsidenten, bei dem ich mich wieder bemühe, so seriös wie möglich zu wirken und ihm von meiner Mission berichte, entspanne ich mich ein wenig. Beiläufig frage ich nach, was es denn mit dem Präsidentenbesuch auf sich habe. Als ich mein Erlebnis

Doch hat meine Zeit als DAAD-Lektor in Ghana meinen Blick für die Begriffe geschärft, mit denen wir gemeinhin operieren: Worthülsen wie etwa „Kulturmittler“ und „global player“ haben sich mit Leben gefüllt, sie haben Kontur gewonnen und sind fest assoziiert mit bestimmten Erlebnissen.

Rainer Haarbusch, Ghana

und andeutungsweise meine möglichen Interpretationen schildere, blicke ich in amüsierte Gesichter und werde umgehend aufgeklärt: Es seien in der Tat Anhänger des neuen Präsidenten gewesen, und auch für den nach unten gesenkten Daumen gäbe es eine simple Erklärung. Bei der vergangenen Wahl sollte sichergestellt werden, dass alle Ghanaer dem Kandidaten ihrer Wahl ihre Stimme geben konnten; aufgrund des hohen Anteils an Analphabeten in der Bevölkerung hatte man sich darauf verständigt, dass die Stimmabgabe per Daumenabdruck auf dem Wahlzettel erfolgen sollte. Der alte Amtsinhaber stand auf den Stimmzetteln an oberster Stelle, der Herausforderer und neue Staatschef ganz unten auf der Liste. Somit mußte man den Daumenabdruck unten auf dem Wahlzettel setzen, wollte man für Kufuor stimmen. Ich hatte also mit meiner Geste des nach oben gestreckten Daumens signalisiert, dass ich ein Anhänger des gerade abgewählten Präsidenten sei, wie mir ein Alumnus erläuterte. Keine gute Idee, bei genauerer Betrachtung sogar eine ziemlich schlechte, denn so großartig das Engagement für Politik auch auf den fremden Beobachter wirken mag, so ist Pluralismus – und das schließt in besonderem Maße das Tolerieren abweichender politischer Meinungen mit ein – noch kein tief verwurzelter Wert, wie mir gegenüber angedeutet wird. Ich beschließe, die nonverbale Kommunikation erst einmal auf ein Minimum zu reduzieren, solange ich noch ein Neuling im Lande bin.

Auf dieser meiner ersten Dienstreise in Ghana habe ich noch eine Reihe anderer Situationen erlebt, in denen ich mit meinen Interpretationen knapp neben der Wahrheit lag und mich insgeheim fragte, ob ich dieses Land und seine Menschen je verstehen würde. Wiederholt wurde meine Toleranzfähigkeit auf die Probe gestellt, nicht selten auch die meiner einheimischen Partner.

Doch zählt dies wohl zu den Lektionen, die man als Lektor im Ausland zu lernen hat: Viel ist in den Kulturwissenschaften über das perspektiveneröffnende Potential des Fremden für das Eigene geschrieben worden, zuhauf werden Studiengänge ins Leben gerufen, die das Attribut „interkulturell" im Namen tragen, und das Aufrufen der Toleranzvokabel ist fester Bestandteil aller Sonntagsreden, doch von der Sonntagsrede in der Paulskirche zum Samstagserlebnis auf einer ghanaischen Landstraße kann es ein weiter, mitunter mit Schlaglöchern gespickter Weg sein. Die Erkenntnis, dass die Interaktion von Menschen unterschiedlicher kultureller Zugehörigkeitsentwürfe nicht immer nach den Regeln verläuft, wie sie in den entsprechenden Handbüchern zur interkulturellen Kommunikation beschrieben werden (wenn es in diesen Handbüchern denn Fallbeispiele aus Ghana oder Schwarzafrika gäbe), ist sicherlich nicht neu. Doch hat meine Zeit als DAAD-Lektor in Ghana meinen Blick für die Begriffe geschärft, mit denen wir gemeinhin operieren: Worthülsen wie etwa „Kulturmittler" und „global player" haben sich mit Leben gefüllt, sie haben

Kontur gewonnen und sind fest assoziiert mit bestimmten Erlebnissen. So wenig „Kulturmittler" ein Attribut bezeichnet, das man sich erlesen oder erschreiben kann, so wenig scheint es mir darum zu gehen, ein „player" zu sein. In beiden Fällen geht es um – Arbeit, um die Anstrengung eines Lernprozesses. Als ein solcher „global learner" sieht man sich mit der permanenten Aufgabe konfrontiert, die Position eines Lernenden ein- und anzunehmen, zu beobachten und zu werten, Hypothesen aufzustellen und wieder zu verwerfen, sich mit seinem Gastland auch dort zu arrangieren, wo es aufgrund des unterschiedlichen kulturellen Hintergrundes eigentlich keinen Konsens geben kann, wiederholte Erfahrungen des Scheiterns auszuhalten und trotz allem einen Neuanlauf zu unternehmen. Und die vielleicht größte Anstrengung besteht darin, den Humor nicht zu verlieren …

Mittlerweile, nach zweieinhalb Jahren in Ghana, weiß ich schon genauer, wann es „Thumbs up" und wann es „Thumbs down" heißt, und mein betagter Hyundai trägt mich immer noch über die staubigen Straßen zu den Hochschulen im Lande, um den einheimischen Wissenschaftlern einen Forschungsaufenthalt in Deutschland schmackhaft zu machen. Nach wie vor führt der Weg zu den „High Potentials" durch viele tiefe Schlaglöcher, doch lehrt mich ein Blick auf die Windschutzscheibe meines Autos auch eines: Sie ist mittlerweile mit Steinschlägen geradezu übersät, doch: sie hält noch! Manchmal unterschätzt man eben doch, wie hoch die Belastungstoleranz sein kann.

Friederike Jungtow, geb. 1969 in Herford. Magister an der Universität Bochum. Seit 2001 DAAD-Lektorin an der Universität von Khartoum, Sudan. Forschungsschwerpunkte: DaF-Methodik und -Didaktik, Lernen im kulturellen Kontext.

Keif as-Sudan Maak?

Zwischen meinen Füßen dümpelt der Benzintank, die Fenster lassen sich nicht schließen und jeder Versuch, die Frisur zu retten, scheitert. Ich befinde mich in einem Taxi, einem über dreißig Jahre alten Moskvitsch, auf dem Weg zu einer der zahlreichen Unis in Khartoum. Der Taxifahrer betrachtet mich im Rückspiegel: „Keif as-Sudan maak?“ „Wie ist der Sudan zu dir?“ Die Frage begegnet mir immer wieder und wird nicht nur von Taxifahrern, sondern genauso von Studenten, Unidirektoren, Ministern und Marktfrauen gestellt. Wird sie einem Ausländer im Wissen um das schlechte Image gestellt, dass der Sudan in der westlichen Welt hat? Auch. Wird sie gestellt, weil sich das

Land in einer afro-arabischen Identitätskrise befindet und ein Sudanese Abstand zu seiner Nationalität nimmt? Mag sein. Doch die folgenden Gespräche lassen erkennen, dass man einerseits sehr stolz auf die Gastfreundschaft ist, andererseits es anerkennt, wenn ein Ausländer es hier länger aushält. Nicht wegen des Bürgerkriegs, der meist so fern ist wie damals der Kosovo von Deutschland, sondern eher weil man Hitze, Staub, Stromausfälle meistert und es schafft, das ständige unverbindliche „Morgen, so Gott will" im positivsten Fall als gesunde „Entschleunigung" genießen zu lernen. Und ich konstatiere: Dieses Land steht unter einem besonderen Stern. Manchmal ist es richtig unheimlich, wie schicksalsartig sich hier viele Probleme durch einfaches Abwarten und ohne jegliches menschliche Zutun lösen …

Kurz zurück an den Anfang:
Ich folgte fast blindlings einer inneren Stimme, als man mir Ende 2000 das Lektorat im Sudan anbot. Ich ließ mir mit meiner Entscheidung Zeit, um mich am Ende trotz der Warnungen des Auswärtigen Amtes, der Erklärungen von Bekannten, ich sei verrückt, und trotz eigener rationaler Zweifel von meiner Intuition nicht abbringen zu lassen. Es war eine Mischung aus Abenteuerlust und der Möglichkeit, bis an die Grenzen meiner persönlichen wie auch beruflichen Belastungsgrenzen gehen zu können. Ende Juli 2001 flog ich nach Khartoum.

Aus Aufzeichnungen der ersten Tage
„Zwei Nächte Sudan …". Bei der Dekanin und der Botschaft habe ich mich vorgestellt. Außer „Wow, ich hab's getan!" und „Ich will an eine stille Ecke am Nil" war nichts Klares im Kopf. Selbstwahrnehmung: Grinsende Autistin. Schon tauchen erste Bedenken auf, ob ich es jemals schaffe, hier selbständig zu werden. Kollege Ahmad kümmert sich wie eine Mutter um mich, bringt zu essen, zu trinken, regelt die Termine, holt mich, bringt mich, zeigt mir dies und jenes. Ich stolpere hinterher, springe von didaktischer Frage „Was ist das für ein Vogel?" zu „Oh, was sind die Busse bunt und schön!" Bin nur Augen, Nase, Ohr – raus kommt da gar nichts mehr. Ich bin hundemüde und weiß nicht einmal, ob das kühle Wasser von den Guesthouseköchen mich nicht gleich umfegt.

Passe ich hierhin?
Alltagskunde für meine Studenten und für mich und das Wissen darum, für viele die erste real existierende Deutsche nach drei Jahren Studium zu sein. Was habe ich für die Sudanesen im Rucksack? Stipendien, die Lust machen auf eine didaktische Revolution, Informationen und Einblicke in den deutschen Unialltag und meine Biographie.

Meine neue Verantwortung treibt mich immer noch um, lässt mich an die Studentin denken, die in Tränen ausbrach, als ich meinen ersten Heimaturlaub antreten wollte: „Wer einmal

Friederike Jungtow mit Studenten

wegfährt, kommt doch sowieso nicht wieder. Dabei brauchen wir dich – nicht nur als Lehrerin! Wir wollen so gern so sein wie Du! Rauchen und ohne Mann sein!“ So sehr einen der emanzipatorische Wille dieses jungen Mädchens auch begeistern mag – mir wurde ein wenig seltsam. So wollte ich dann doch nicht als Vorbild dastehen! Auch nach über zwei Jahren, mehreren Praktikantinnen und der einjährigen Anwesenheit eines Sprachassistenten (endlich eine männliche Projektionsfläche!) wird mir immer mehr klar, wie sehr die jetzige Studentengeneration isoliert aufgewachsen ist und eigentlich kein Bild von Deutschland hat – abgesehen von einigen Schlüsselbegriffen wie „Hitler“ (sudanesischer Lehrplan, Geschichte 8. Klasse), „Lufthansa“ (bemerkenswerterweise manchmal als „Luftvisa“ adaptiert, da einzige europäische Fluggesellschaft, die Khartoum anfliegt), „Oliver Kahn“ (seit Juli 2002) und „Mercedes“ (unfreiwillig komisches Statussymbol auf den Staubstraßen des Landes).

Kein Deutschlandbild zu haben stellte sich dann aber als große Chance heraus, da es so auch kaum Vorurteile gab. Wie unbefangen und offen die Studenten sind, zeigten einige in der Projektgruppe „Deutsche im Sudan“, wo es in der Hauptsache darum ging, zu lernen wie man Informationen sammelt, auswertet und mit den gut hundert in Khartoum lebenden Deutschen per Interview in Kontakt tritt. Es wurden viel mehr Gemeinsamkeiten denn Unterschiede gefunden und vor allem eine Bestandsaufnahme der eigenen Kultur gemacht. Dass es auf

beiden Seiten in der Begegnung eine respektvolle Distanz gibt, es sehr lange dauert, bis Freundschaften geschlossen werden können, bestätigen neben den Studenten in Khartoum auch immer wieder die nach Deutschland reisenden Stipendiaten.

Und genau so lerne ich jeden Tag so viel dazu, werfe so viele kulturbeschreibende Theorien über Bord, da es kaum eine Balance zwischen kulturellem Determinismus und Relativismus gibt. Sudanesen können so unglaublich deutsch sein, nachdem die Zeit der sprichwörtlich sudanesischen Gastfreundschaft vorüber ist! Mit einer Sache halten sie es zu meinem Glück wesentlich sympathischer: Offizielle Empfänge und Besuche haben zwar ihren Rahmen und man hält sehr gerne Reden, doch alles äußerst unprätentiös. Mein größtes Abenteuer war zugleich Anlass, mein Lampenfieber zu überwinden. Eine zweiwöchige Dienstreise brachte mich bis an die Tschadgrenze, ca. 1.400 Kilometer von Khartoum entfernt. Ich habe auf dieser Reise sechs Universitäten besucht. Die Tatsache, dass es so viele Universitäten außerhalb der Hauptstadt gibt, ist, denke ich, einzigartig in Afrika. Viel habe ich von diesen Einrichtungen, die alle erst nach der letzten Bildungsrevolution 1991 eröffnet wurden, nicht erwartet. Ich wusste aus Erzählungen, dass man meistens einen Vice-Chancellor mit einem Vierradwagen an eine alte Sekundarschule geschickt hat. Unglaublicherweise haben einige davon regelrechte Blüten in diese wissenschaftliche Wüste gezaubert.

Ein Blick in meine Aufzeichnungen:

... In El-Obeid Rast im Rasthaus der Uni Westkordofan. Gegen 16.00 Uhr dann weiter nach En-Nuhud, meiner Lieblingsstadt im Sudan. Die heißt nämlich schlicht „Busen“, weil über zwei Hügel verteilt liegend. Ich wurde dann in einem stromlosen Rasthaus abgeladen, in dem zwei Schweden und ein Chinese wohnten. So war ich gleich mit der harten Realität vertraut: kein Strom, kein Wasser. Dafür Sudanesen, die einfach im Sturm das Herz erobern. Am nächsten Morgen war dann quasi Staatsempfang. Der Unirektor brachte persönlich Tee und Kekse vorbei. An der Uni waren dann wirklich alle wichtigen Leute aus der Region versammelt. Ich wie Königinmutter im Blitzlichtgewitter, Videokamera immer auf Schritt und Tritt. Unibesichtigung, weiter von der Kamera gefolgt, dann ins Studentinnenwohnheim. Auf ca. 30 qm 14 bis 16 Mädchen in Etagenbetten. Um 20.00 Uhr war Zapfenstreich, alle luden mich in ihr Zimmer ein, kramten Bonbons heraus, wollten fotografiert werden. Danach weiter auf den Tiermarkt; Kamele, Kühe, Schafe – überall Männer, die auch gerade auf Zwischenstation von Tamanrasset nach Mekka hätten sein können. Gegenseitige Attraktion, Welten prallen aufeinander und staunen sich an. Im Gegensatz zu touristisch erschlossenen Gegenden in Afrika ist man selbst in der Situation des Betrachters und des Betrachteten – ein fairer deal, der reihenweise meine Filme füllt, da ich oft von den Motiven selbst aufgefordert werde, sie festzuhalten.

Gerade wenn man Khartoum verlässt, muss man sich darauf einstellen, mit einer Schar Frauen und Kinder durch die Gegend zu laufen. Männer schalten sich dann zwar ein und versuchen zur Raison zu rufen, aber nur, um eine Legitimation zu haben, sich diese große weiße Frau näher anzuschauen.

Nach alldem dann wieder retour zur Uni, wo in einem Hörsaal das ganze Lehrpersonal auf meinen Vortrag wartete. Und es geht – trotz Kamera und englisch-arabisch. Es sind wohl die allgegenwärtig offenen und freundlichen Empfänge. Oft fühle ich mich hier richtig geborgen, aufgehoben, man vermittelt einem schnell das Gefühl, eine alte Vertraute zu sein. Dann kommt erleichternd dazu, dass ich ja durchweg gute Dinge zu berichten habe. Eine sehr dankbare Aufgabe.

Nach einer kurzen Pause ging es dann mit Ibrahim, dem Fahrer, weiter nach Babanoussa. Die Reise dauerte sieben Stunden. Zwischendurch tauchten plötzlich kleine Pistendörfer auf. Nur wenig Beleuchtung, meist offene Feuer, Hütten, in die sich die Reisenden zurückziehen können zum Ruhen und Essen. Und dann kamen sie, die wahren Wüstenschiffe. Riesige Lkw, voll beladen mit den Gütern, die so unglaublich schlecht durchs Land zu bringen sind: Eine Flasche Wasser kostet hier 1.000 Pfund (ca. 40 Cent), im Westen das Dreifache. Dafür ein Schaf in Khartoum zwischen 100.000 und 150.000 Pfund, im Westen nur 14.000. Der Lkw, umgebaut zu einem riesigen Pick-Up, droht schon zu bersten, obenauf die Reisenden. Für

die ca. 1.000 km von Khartoum bis El-Fasher brauchen sie fünf Tage. Die Leute sind in viele Tücher gewickelt, Schutz gegen Staub, Hitze und nächtliche Kälte. Als hätte es schon seit über 1.000 Jahren Lkw gegeben. Dazwischen Menschen, die ihr ganzes Umzugsgut auf einem Kamel transportieren. Die Tiere kennen ihren Weg. Der Reiter schläft. Es gibt bestimmte Kamellieder, die die Tiere in einen ganz ruhigen, trotzdem zügigen Rhythmus bringen. Ein Kamel vergisst nie – gab es Ärger, bleibt dem Besitzer nichts anderes übrig als das Kamel zu verkaufen …

Es ist diese Reise, das positive feedback der Deutschen, egal ob Praktikant, Freund, Wissenschaftler, die mir klar machen, dass es noch eine ganz andere Mission gibt: Der Sudan ist ein zum großen Teil zu Unrecht verurteiltes Land und hält auf allen Gebieten einige Überraschungen bereit. Bürgerkrieg – ich erfahre Offenheit und Toleranz; Unterdrückte Frauen – jedes Jahr präsentieren sich so selbstbewusste kluge junge Frauen bei den Vorauswahlen für DAAD-Stipendien, begegnen mir überall so viele forsch-freche Frauen aller Schichten; Islamismus – so viele frei-philosophische Diskurse.

Keif as-Sudan maa'i? wa-lahi kwais khalas!
Wie ist der Sudan zu mir? Bei Gott, sehr gut!

DAAD-Lektorinnen und -Lektoren in Afrika Subsahara bei ihrem Treffen mit DAAD-Mitarbeitern im April 2003 in Windhoek

Germanistik und Deutsch als Fremdsprache (DaF) in Afrika südlich der Sahara.

Ein kurzer Überblick.

Das Fach Deutsch kann in Afrika südlich der Sahara auf eine lange Geschichte zurückblicken: Es gibt in Südafrika Anfänge eines institutionalisierten Deutschunterrichts schon seit 1830, der aber erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts weitere Verbreitung fand. Die ersten Lehrstühle für Germanistik wurden 1918 an den Universitäten Kapstadt und Stellenbosch gegründet. In den deutschen Kolonien gab es zudem Regierungsschulen, an denen Deutsch die Unterrichtssprache darstellte; jedoch wurden diese mit der Unterzeichnung des Versailler Vertrages abgeschafft. Nur in Namibia gibt es heute noch mehrere Schulen, an denen Deutsch das Unterrichtsmedium ist.

Dennoch wurde Deutsch vereinzelt an afrikanischen Schulen außerhalb Südafrikas und Namibias unterrichtet, und zwar in den französischen Kolonien. Aufgrund der französischen direkten Herrschaft wurden nämlich die im heimischen Curriculum verzeichneten Fächer auch tatsächlich in den Kolonien unterrichtet, während die britischen Kolonien indirekt verwaltet wurden, d.h., das Schulfach Deutsch war zwar im Curriculum aufgeführt, wurde aber nicht tatsächlich unterrichtet. Erst am Ende des 20. Jahrhunderts änderte sich diese Situation in Ghana, Kenia und Uganda – nicht jedoch im bevölkerungsreichsten Land Afrikas, Nigeria, wo Deutsch bis heute nicht an Schulen unterrichtet wird. Gemäß den Vereinbarungen des deutsch-französischen Vertrages von 1963 wurden 1967 die

französischen Deutschlehrer aus Benin, Burkina Faso, der Elfenbeinküste, Kamerun, Madagaskar, Mali, Niger, dem Senegal, Togo, Tschad und der Zentralafrikanischen Republik abgezogen und durch einheimische oder deutsche Lehrkräfte ersetzt. Die BRD schloss daraufhin mit einigen frankophonen Ländern bilaterale Kulturabkommen ab, in denen der Status der deutschen Sprache festgeschrieben wurde. So wurde beispielsweise im deutsch-senegalesischen Kulturabkommen von 1972 festgelegt, dass Deutsch auf der Sekundarschule als erste Fremdsprache gelernt werden konnte, wo es in den achtziger Jahren immerhin von ca. 20 Prozent aller senegalesischen Sekundarschüler und Schülerinnen gewählt wurde.

Diese schulischen Entwicklungen hatten und haben einen großen Einfluss auf die Entwicklung des Faches Deutsch im tertiären Bildungssektor. Während in anglophonen Ländern generell aufgrund mangelnden Deutschunterrichts an Schulen der Sprachunterricht an den Universitäten im Vordergrund steht, nimmt in den frankophonen Ländern die Literatur einen größeren Raum ein. Insofern könnte man etwas vereinfachend von einer Germanistik in den frankophonen Ländern und Deutsch als Fremdsprache (DaF) in den anglophonen Ländern sprechen.

Als Studienfach ist das Fach Deutsch an west- und ostafrikanischen Universitäten erst seit dem Jahr der Unabhängigkeit, also 1960, im Dutzend vertreten, in den anglophonen Ländern zuerst in Ibadan (Nigeria) und Kampala (Uganda), die beide

1948 als Colleges der University of London gegründet wurden. Die Gründung von Deutschabteilungen an frankophonen Universitäten fand aufgrund der oben erwähnten schulischen Entwicklungen erst ca. eine Dekade später statt, etwa in Dakar 1973 und in Yaoundé 1980.

Bezogen auf Afrika südlich der Sahara kann man also den universitären Deutschunterricht in drei Gruppen einteilen:

1. Die fünf anglophonen Länder West- und Ostafrikas (Nigeria, Ghana, Uganda, Kenia, Sudan) sowie Zimbabwe, wo in Ermangelung eines breiten Schulangebotes die Emphase auf dem Sprachunterricht liegt. Hier gibt es in der Regel vierjährige Studiengänge mit Deutsch als einem Kombinationsfach, das in etwa fünf bis acht Wochenstunden von 21 Dozenten sowie sieben DAAD-Lektoren unterrichtet wird.

2. Die sieben frankophonen Länder West- und Zentralafrikas (Senegal, Elfenbeinküste, Mali, Togo, Benin, Burkina Faso, Kamerun) sowie Madagaskar, wo die Emphase auf Literaturunterricht liegt. Hier bestehen drei- oder vierjährige Studiengänge mit Germanistik/DaF als Hauptfach, das von 50 Dozenten sowie sechs DAAD-LektorInnen in 16 bis 20 Wochenstunden gelehrt wird.

3. Südafrika und Namibia, wo wegen des guten Deutschangebotes an Schulen ein intensiverer Literaturunterricht möglich ist. DaF/Germanistik werden sowohl als Kombinations-

Sudanesische Studenten informieren sich über ein Studium in Deutschland

wie auch als Hauptfach angeboten, mit unterschiedlicher Wochenstundenzahl, unterrichtet von 27 Dozenten und drei DAAD-Lektoren.

Trotz der unterschiedlichen Entwicklungen des Faches in und unter den drei Ländergruppen gibt es jedoch Gemeinsamkeiten bezüglich der soziokulturellen, institutionellen und ökonomischen Rahmenbedingungen. Die Mangelsituation in einigen Ländern, die eine Unterausstattung der Deutschabteilungen hinsichtlich Büchern, Forschungsmitteln, Hilfsmitteln bis hin zur Kreide bedingt, sowie die zum Teil sehr unregelmäßigen Gehaltszahlungen (bis zu acht Monate kein Gehalt) veranlasste die nigerianische Germanistin Edith Ihekweazu in den achtziger Jahren dazu, von einer „Kwashiokor-Germanistik“ in einigen afrikanischen Ländern zu sprechen. Mit diesem einprägsamen Begriff spielte sie auf die gängigen Bilder in westlichen Medien an, die afrikanische Kinder mit aufgeblähten Bäuchen zeigen, die durch massive Unterernährung bedingt sind. Doch diese Mangelsituation bewirkte auch eine stärkere Kooperation zwischen den DaF-Lehrkräften an den verschiedenen Universitäten Nigerias wie auch in anderen Ländern. Nunmehr gibt es angesichts der Krise, in der das Fach Germanistik/DaF – übrigens nicht nur in Afrika – steckt, Überlegungen, eine engere Kooperation in Forschung und Lehre zu beginnen, um einer zu entwickelnden afrikanischen Germanistik eine spezifische Orientierung und ein internationales Profil zu

verschaffen. Neben diesen erfolgversprechenden Initiativen stimmt es hinsichtlich der Zukunft des Faches Germanistik/DaF in Afrika südlich der Sahara zuversichtlich, dass weiterhin neue Germanistikabteilungen an Universitäten eröffnet werden (zum Beispiel 1993 an der Universität Dschang/Kamerun; 2003 an der University of Transkei in Umtata/Südafrika) und einige Länder Interesse an einer Einführung des Faches an ihren Universitäten bekundet haben. Insofern wäre durchaus die Hoffnung begründet, dass die gegenwärtige Krise des Faches Germanistik/DaF in Afrika südlich der Sahara mittel- oder langfristig überwunden werden kann.

Dr. Arnd Witte, geb. 1955. Promotion 1994 zum Dr. phil. an der Universität Hamburg. DAAD-Lektor von 1984 bis 1986 am Bristol Polytechnic, England, von 1986 bis 1990 an der University of Ibadan, Nigeria. Seit 2000 Senior Lecturer für Germanistik an der National University of Ireland, Maynooth. Forschungsschwerpunkt: Sprachlehrforschung.

Literaturhinweise zu Germanistik/DaF in Afrika (Subsahara)

Böhm, Michael Anton: Deutsch in Afrika. Die Stellung der deutschen Sprache in Afrika vor dem Hintergrund der bildungs- und sprachpolitischen Gegebenheiten sowie der deutschen Auswärtigen Kulturpolitik, Frankfurt am Main u.a. 2003.

Diop, El Hadj Ibrahima: Das Selbstverständnis von Germanistikstudium und Deutschunterricht im frankophonen Afrika: vom kolonialen Unterrichtsfach zu eigenständigen Deutschlandstudien und zum praxisbezogenen Lernen, Frankfurt am Main u.a. 2000.

Kreutzer, Leo: Germanistik und „Midlife-Crisis" oder: Wie meine endgültige Literaturwissenschaft zu einer interkulturellen Entwicklungsforschung wurde. In: Frank Griesheimer, Alois Prinz (Hrsg.): Wozu Literaturwissenschaft? Kritik und Perspektive, Tübingen 1991, S. 260–276.

Ndong, Norbert: Entwicklung, Interkulturalität und Literatur. Überlegungen zu einer afrikanischen Germanistik als interkultureller Literaturwissenschaft, München 1993.

Ngatcha, Alexis: Der Deutschunterricht in Kamerun als Erbe des Kolonialismus und seine Funktion in der postkolonialen Ära, Frankfurt am Main u.a. 2002.

Sow, Alioune: Germanistik als Entwicklungs-Wissenschaft? Überlegungen zu einer Literaturwissenschaft des Faches „Deutsch als Fremdsprache" in Afrika, Hildesheim 1986.

Witte, Arnd: Fremdsprachenunterricht und Eigenkultur. Kulturgeprägte Bedingungen, kulturangemessene Unterrichtsmethoden und subjektive Lehrtheorien von DaF-Lehrkräften in Nigeria, München 1996.

Zappen-Thomson, Marianne: Interkulturelles Lernen und Lehren in einer multikulturellen Gesellschaft – Deutsch als Fremdsprache in Namibia, Windhoek, Göttingen 2000.

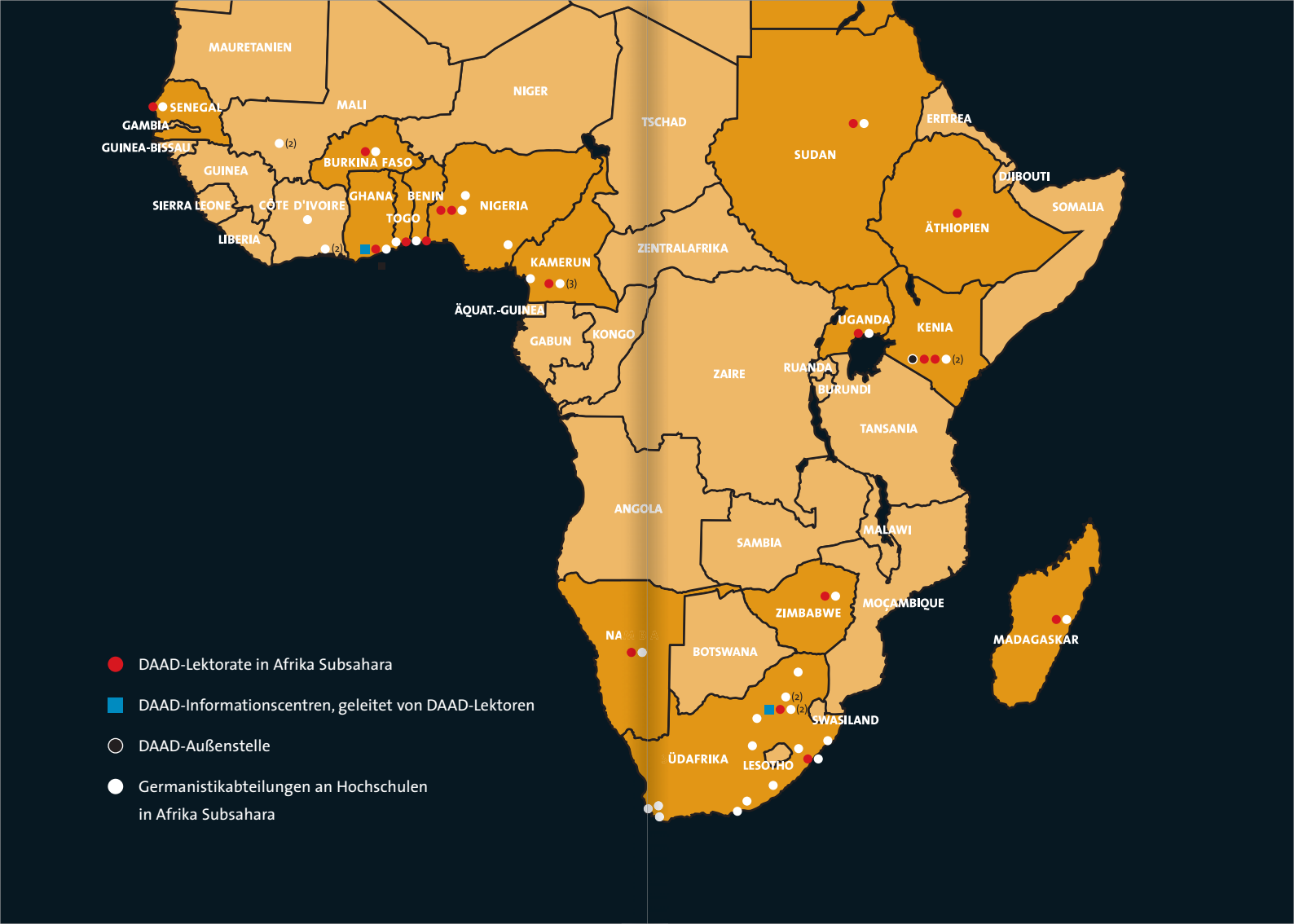
Die entsprechenden Artikel zu „Deutschunterricht und Germanistikstudium" in Südafrika (**Kussler**), Kamerun (**Ngatcha**), Nigeria (**Witte**), Ghana (**Bemile**), Mali (**Traoré**) und Marokko (**Arras**) in: Gerhard Helbig/Lutz Götze/Gert Henrici/Hans-Jürgen Krumm (Hrsg.): Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch. 1. Halbband, Berlin, New York 2001, S. 1609–1650.

Weitere Informationen zur Germanistik an Hochschulen in Afrika Subsahara und ein Verzeichnis der Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer im Internet unter:
www.Germanistenverzeichnis.de

Afrika (Subsahara) ▶

In Afrika Subsahara ist der DAAD mit einer Außenstelle, mit 18 Lektoraten und 2 Informationscentren vertreten. Wo sich die einzelnen DAAD-Standorte und Germanistikabteilungen befinden, ist der Karte in der Buchklappe zu entnehmen.

Der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) ist eine Einrichtung der deutschen Hochschulen zur Förderung der internationalen wissenschaftlichen Zusammenarbeit.


MAURETANIEN
SENEGAL
GAMBIA
GUINEA-BISSAU
GUINEA
MALI
NIGER
TSCHAD
SUDAN
ERITREA
DJIBOUTI
SOMALIA
ÄTHIOPIEN
BURKINA FASO
SIERRA LEONE
CÔTE D'IVOIRE
GHANA
BENIN
NIGERIA
TOGO
LIBERIA
ZENTRALAFRIKA
KAMERUN
ÄQUAT.-GUINEA
GABUN
KONGO
UGANDA
KENIA
ZAIRE
RUANDA
BURUNDI
TANSANIA
ANGOLA
SAMBIA
MALAWI
ZIMBABWE
MOÇAMBIQUE
MADAGASKAR
NAMIBIA
BOTSWANA
SWASILAND
LESOTHO
ÜDAFRIKA
DAAD-Lektorate in Afrika Subsahara
DAAD-Informationscentren, geleitet von DAAD-Lektoren
DAAD-Außenstelle
Germanistikabteilungen an Hochschulen in Afrika Subsahara